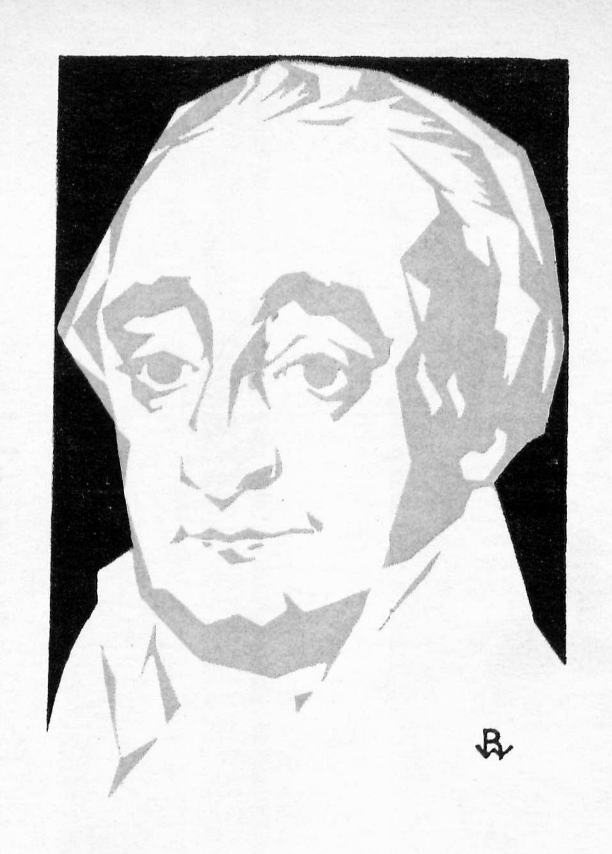
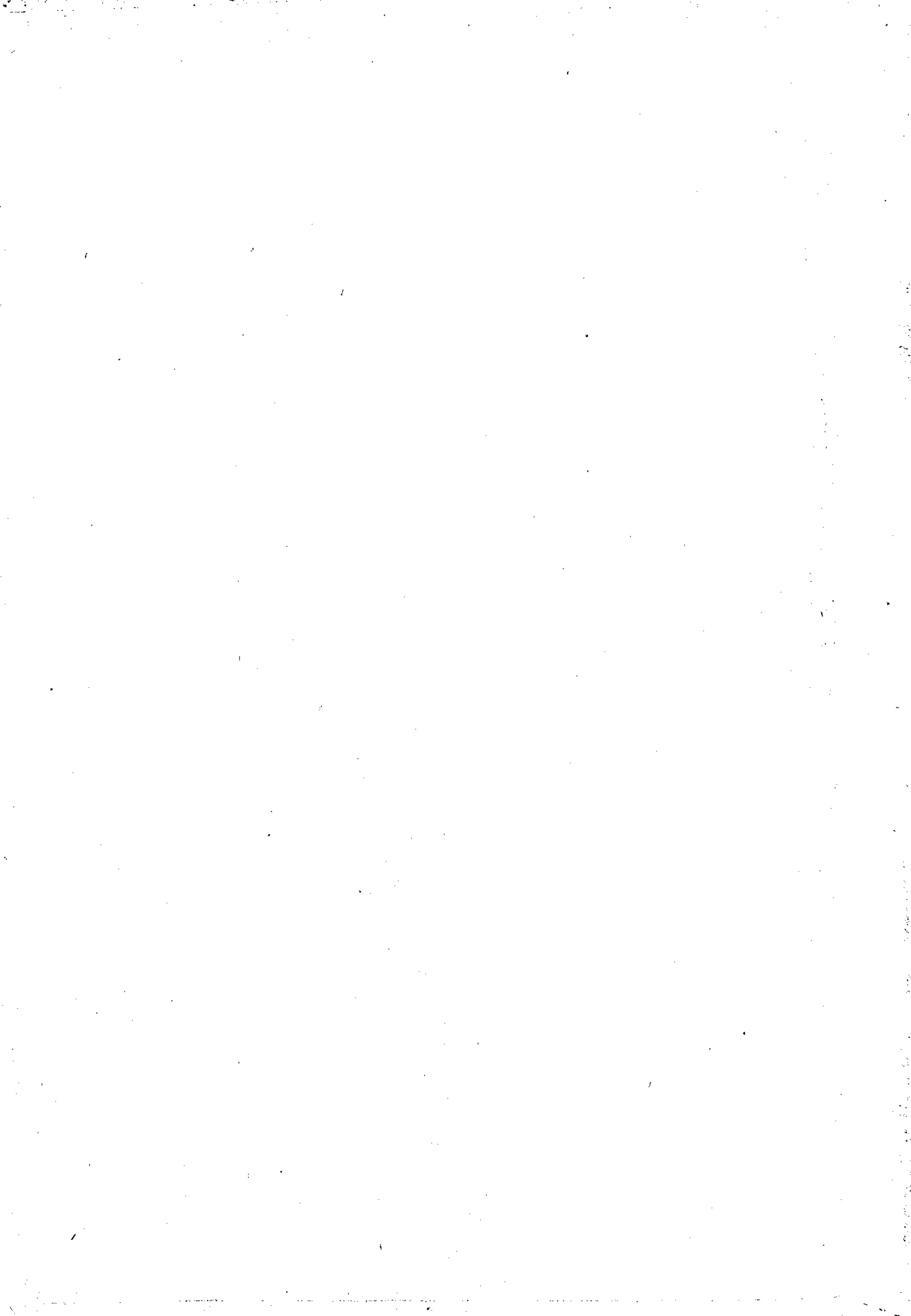
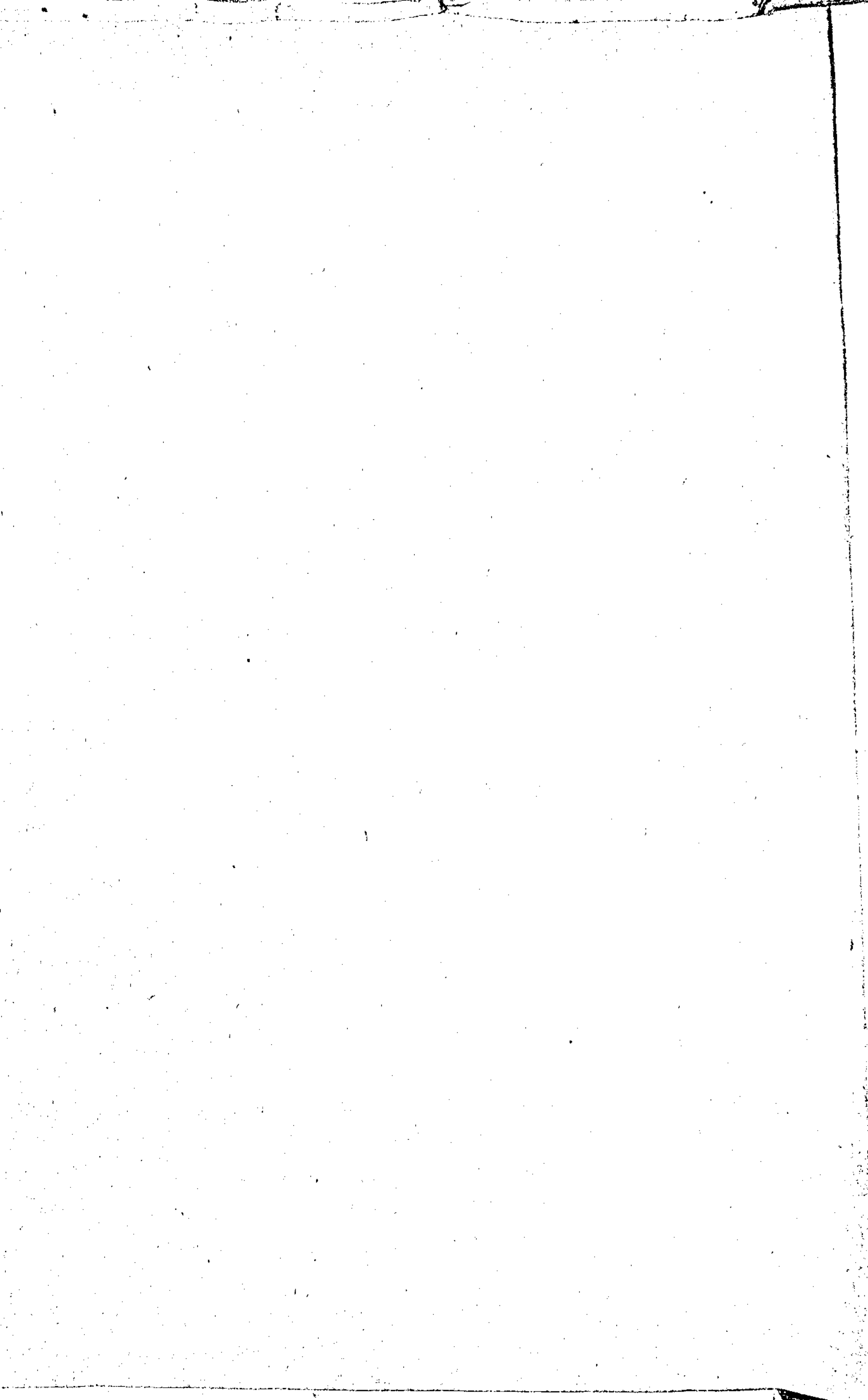


Freiherr vom Stein



Hans Looff.



Freiherr vom Stein

Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit

Herausgegeben von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Den Einband zeichnete Wilhelm Repsold.

Freiherr vom Stein

von

Tim Klein



Carl Flemming und C. T. Wiskott AG.
Berlin

Druck der Carl Flemming und C. T. Wiskott
AG. für Verlag und Kunstdruck
Glogau / Berlin / Breslau

Reichsfreiherr
Heinrich Karl Friedrich vom Stein.

Es war in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, da spielten im Hause des kurmainzischen Geheimrats Karl Philipp vom und zum Stein zu Nassau an der Lahn die Geschwister Stein — dem Reichsfreiherrn waren zehn Kinder von seiner Gattin Henriette von Langwerth-Simmern geboren — den Sommernachtstraum Shakespeares. Als die Rollen verteilt wurden, verschmähte der vierte Knabe, das jüngste Kind, jede Sprechrolle und stellte sich mit dem Ruf: „Ich bin die Wand!" — I am the wall — in das Stück. Dieser Knabe war der Reichsfreiherr Heinrich Karl Friedrich vom Stein.

„Er ist die Wand! Er ist die Mauer! Er ist der Wall!" Das wußten und riefen vierzig Jahre später die Besten in Deutschland und Europa, das wußte und rief, in einem anderen Sinne, der gewaltige und gewalttätige Mensch, der Europa zum Schemel seiner Füße gemacht hatte.

* * *

Stein ist der letzte und größte Sproß eines Geschlechts, dessen Ursprung in die ersten Zeiten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation zurückreicht. Als der letzte große Staufenkaiser Friedrich II. auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes stand und zu Worms und Mainz Hof hielt, saßen die Ahnen Steins schon auf der Burg über der Lahn, auf e i n e m Bergrücken mit den Grafen von Nassau und auf ihrem Hofe in der Stadt Nassau und vererbten ihren freien Besitz vom Vater auf den Sohn. Die Jahrhunderte kamen und gingen. Immer

haben die vom Stein Kaiser und Reich gedient, wohl auch, wenn daheim Friede war, unter fremder Fahne, wie unter Karl dem Kühnen von Burgund, gegen die Franzosen. Immer haben sie als Glieder der freien und sendbaren deutschen Reichsritterschaft sich auch den Fürsten gegenüber, deren Macht gegen die anderen Stände des Reichs emporwuchs, ebenbürtig gefühlt, als Freie mit Freien. Die Landherren waren den Städten wie den Rittern abhold, sie lagen mit ihnen in ewigem Streit und Händel. Auch die vom Stein wehrten sich hartnäckig gegen die Nassauer, bis das alte Reich zusammenbrach und die unbeschränkte Fürstenmacht, nicht lange vor ihrem eigenen Ende, uralte Freiheiten begrub.

Wir stehen in der letzten Geschlechterfolge des Römischen Reichs Deutscher Nation. Zehn Tage vor der Schlacht bei Roßbach, am 26. Oktober 1757, ist der Reichsfreiherr Karl vom Stein im städtischen Schloß zu Nassau geboren, denn die Burg lag längst in Trümmern. Steins Geburt fällt mit einem Höhepunkt des europäischen „Siebenjährigen" Krieges zusammen. Glänzend war der Stern des großen Königs aufgestiegen, seine Taten erfüllten die Welt mit seinem Ruhm. Daß er sie gegen den Kaiser vollführte, besiegelte den Zerfall des alten Reichs, daß er die Franzosen aufs Haupt schlug, vernichtend und unter dem Gelächter des Erdteils, machte ihn zum Vorkämpfer der deutschen Sache. Seydlitzens Schwadronen ritten die französische Armee nieder, die Reichsarmee hatte schon vorher Fersengeld gegeben. „Das alte Heilige Römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?" fragte übermütig der junge Goethe.

Aber Karl vom Stein wuchs in den alten Überlieferungen heran, die nach dem Kaiserhof zu Wien hinwiesen. Und noch in späten Tagen hatte Stein in seinem Turm zu Nassau die Bilder Wallensteins, Maria Theresias und

des großen Königs friedlich beieinander hangen. Nicht ein Reichsfürst, und wäre er der mächtigste, nicht ein Teilreich, und wäre es das größte, sondern „Deutschland" war von früher Jugend bis an den Tod seine Losung.

Die Reichsfreiherren vom Stein hatten keinen Großgrundbesitz wie der Adel in Preußen oder in Mecklenburg. Ihre Güter lagen verstreut auf dem rechten Ufer des Rheins, mitten unter geistlichem und weltlichem Land. Im Gebiet der Fürsten von Nassau lagen die beiden Steinischen Dörfer und Güter Frücht und Schwaighausen, in Frücht war die Familiengruft. Diese Art des Besitzes und seiner Verwaltung, die größere Freiheit, die vorgeschrittenere Wirtschaft, der beweglichere, von Vorurteilen der Kaste unbeengtere Geist des Westens bestimmt in vielen Beziehungen den späteren Staatsmann. Standeshochmut war ihm fremd, wenn er auch den Stolz des freien Reichsritters, selbst im Verhältnis zu deutschen und fremden Fürsten, nie verleugnet hat. Seine edle Mutter, der er Unendliches zu verdanken, selbst bezeugt, schrieb von ihrem Sohne: „Er ist nicht angesteckt von der Epidemie der Reichsritterschaft, die sich über die anderen erhaben dünkt, weil sie einige chimärische Privilegien und Prärogativen besitzt, die mehr kosten als sie wert sind; nein, das ist nicht sein Tick."

Steins Vater war eine Natur wie der alte Römer Cato: gemessen, klar, kalt, nüchtern, ein Feind krummer Wege, stolz und gerecht, doch jäh zum Zorn. Das war sein Sohn auch. Die Grabschrift, die der Sohn dem Vater setzte, kennzeichnet und ehrt beide:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seins Ja war er gedächtig;
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort, das war sein Siegel.

1*

Die Mutter war eine schöne Frau von hohem, klarem Geist, tiefem, lebhaftem, ja leidenschaftlichem Gefühl und starkem, vor keinem Hindernis zurückweichendem Willen. Stein hat sie und seine ihm äußerlich sehr ähnliche, aber auch seelenverwandte ältere Schwester Anna Maria, die spätere Dechantin und Äbtissin des Stiftes Wallenstein bei Homberg in Hessen, als die Hüterinnen des Heiligtums seiner Jugend gepriesen und den Einfluß seines Elternhauses mit diesen Worten selbst geschildert: „Die Ideen von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Standes- und Familien-Ehre, Pflicht, das Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden, und die hierzu erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben, wurden durch ihr Beispiel und Lehre tief meinem jungen Gemüte eingeprägt."

Von den Brüdern war der zweite, Friedrich Ludwig, der Liebling des Hauses, wie auch der älteste Deutschordensritter geworden. In ihm tritt der Charakter des Geschlechts kühn hervor. Als Befehlshaber eines Grenadierbataillons unter Josef II. hielt er vier Stunden dem Sturmlauf von zehntausend Türken stand, dann warf er sich mit vierhundert Mann und zehn Geschützen in die Veteranihöhle bei Orsova, über der Donau, und behauptete sich dort zwanzig Tage lang gegen große türkische Übermacht. Sein Mut verschaffte sich selbst beim Vezier Achtung, so daß er ihm den freien Abzug bewilligte. Dennoch wurde der Major vom Stein vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen. Man bot ihm das Theresienkreuz an; er antwortete: „Das deutsche Kreuz duldet kein anderes." Dann wollte man ihm zwanzigtausend Gulden geben — er erwiderte: „Ich dien' um Ehre, nicht um Geld."

Ein dritter Bruder hat dem Reichsfreiherrn vielen Kummer bereitet. Stein hat gegen diesen seinen Bruder,

als er nach einem gescheiterten Leben, elend und blind, sich an seinen berühmt gewordenen Bruder um Hilfe wandte, Gerechtigkeit und Liebe bewährt.

Stein ist auf dem Lande aufgewachsen, in der Freiheit der Natur. Wenn der Knabe den Park am Hause mit seinen seltenen und prächtigen Bäumen verließ, durch gewundene Wiesen, Weingelände und stolzen Hochwald wanderte oder auf den Burghöhen des Steins und der Nassau in der lieblichen Landschaft ruhte, dann senkte sich in sein tiefes, leidenschaftliches Gemüt das Bild der Heimat. Zu ihr zog und trieb ihn die Sehnsucht oft, wenn der Sturm der Zeit ihn in die Fremde geschleudert hatte. Alle Taten des Gesetzgebers und Staatsmannes, des Kämpfers für Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands sind durchglüht von dieser persönlichen Liebe zum Lande und Volk seiner Väter. Sein gegen die Strapazen eines vielbewegten und aufreibenden Lebens gestählter Körper war auch ein Geschenk der heimatlichen Erde.

Die Eltern bestimmten den Sohn zur Laufbahn des Reichsjuristen. Am Kammergericht, wie am Reichshofrat gab es Stellen für evangelische Mitglieder. Steins Vorfahren hatten den Glauben der Reformation angenommen. Im Jahre 1773 ging Stein mit seinem, nach der Sitte der Zeit ihm beigegebenen Hofmeister, dem Elsässer Juristen Salzmann, nach Göttingen, der besten Universität für Reichsrecht. Schon den Knaben hatte die Geschichte angezogen, insonderheit die Geschichte der englischen Nation, ihre Verfassung, Verwaltung, Politik und Wirtschaft. Auch in Göttingen vertiefte er sich in die Geschicke der Völker. Alles Gemeine hielt er sich durch die große Ansicht der Vergangenheit, durch Wissenschaft und die strenge Auswahl seiner Freunde fern. Dreimal drang an das Ohr der liebenden und besorgten Mutter der Ruf von der künftigen Größe ihres Jüngsten. Der Erzieher schrieb aus

Göttingen: „Er wird sicher ein großer Mann werden." Nicht viel später sagte ein Zeitgenosse: „Untätigkeit kann ihn zugrunde richten, ein tätiges Leben aber kann ihn zu einem großen Manne machen." Und der Minister von Heinitz, dem Preußen und Deutschland den Besitz des größten Mannes der Zeit verdanken, äußerte sich kurzweg: „Er wird ein großer Mann werden."

Es gibt keine Größe ohne Leidenschaft. Die große Leidenschaft aber loderte in Stein, der unerschütterliche Mut des Mannes, der allein aufrecht steht, wenn alles rings um ihn in Elend und Laster versinkt. Dieser Mut, dieser bis zum Starrsinn gehende Unabhängigkeitsdrang, diese titanische Leidenschaft hat die feigen, knechtischen, lauen Seelen von ihm abgestoßen, aber die Edlen, die des Schwunges Fähigen in den Kreis seines Willens gebannt. Einer seiner wenigen Freunde — darunter Adelige und Bürgerliche, Protestanten und Katholiken, alle den Aufgaben des Staates zustrebend, — sagt von dem Göttinger Studenten Stein: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vermittlung seiner Empfindungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben."

Beim Reichskammergericht in Wetzlar, unsterblich mehr durch die „Leiden des jungen Werther" von Goethe als durch seine Rechtsprechung, trat der junge Stein mit zwanzig Jahren in die Laufbahn des Reichsjuristen als Praktikant ein. Er hätte, darin beharrend, als Reichshofrat geendet oder wäre im Dienste des Hauses Habsburg emporgestiegen. Aber Stein verließ nach einem halben Jahr Wetzlar, besuchte nach einem Winteraufenthalt in Mainz

die süddeutschen Höfe, dann den Deutschen Reichstag zu Regensburg und endlich Wien. Nach neun Monaten Wiener Geselligkeit sah der Reisende noch die Steiermark und Ungarn. Die Frucht von Wetzlar und der großen Reise war der Entschluß, sich vom Reichsdienst und vom Dienste im Hause Österreich abzuwenden. Stein hatte genug gesehen von der Ohnmacht des Reiches, er hatte sich mit der Überzeugung durchdrungen, daß die Vielherrschaft Deutschland schwäche, um Nationalehre und Nationalgefühl bringe, daß der einzelne, ohne Liebe zum Vaterlande, diesen Hauptquell der Sittlichkeit, sich herabwürdige. Die politische Auflösung des Reichs und der Anblick vieler deutscher Höfe flößten ihm bittere Verachtung ein. Seine ganze Natur aber drängte zum Staate hin. Wenn er nun im Reich umhersah, blieb sein Blick haften an der Gestalt und dem Werke Friedrichs, den Europa als den größten Monarchen anerkannte. Es war der Zeitpunkt, wo Friedrich der Große, dem Stein hohe Verehrung zollte, zum letztenmal sein ruhmreiches Heer in Bewegung setzte und dem Kaiser Josef II. Bayern entriß.

Eine Anzahl der bedeutendsten Männer Preußens waren Nichtpreußen: Scharnhorst, der Waffenschmied der Befreiung, war der Sohn eines hannoverschen Pächters, Gneisenau, der Sieger von Waterloo, stammte von einem Offizier der Reichsarmee ab.

Schon früher hatte ein Familienvertrag den Siebzehnjährigen zum Stammhalter des Hauses erkoren. Er erschien den Eltern als der beste Haushalter unter den Söhnen. Die Umgehung des ältesten Bruders hatte dessen dauernden Groll zur Folge, und nur die Furchtlosigkeit und Festigkeit des erwählten zukünftigen Hauptes der Familie hat traurige Ereignisse verhütet.

Im Jahre 1780 traf Stein in Berlin ein. Er wurde vom König zum Kämmerer berufen. Dadurch lernte er die

Mitglieder des Königlichen Hauses persönlich kennen. Vor dem Schneckengang über die untersten Stufen der Verwaltung, der seinen hochstrebenden Geist vielleicht niedergezogen hätte, bewahrte ihn die Hand eines väterlich gesinnten Vorgesetzten, eines geistig und moralisch hochstehenden preußischen Beamten, des Ministers von Heinitz. Heinitz hatte das Bergwerksdepartement unter sich. Er forderte den jungen Stein auf, in diese Behörde, der der Minister musterhaft und mit steigendem Erfolge vorstand, einzutreten. Am 10. Februar 1780 wurde der junge Referendar in Eid und Pflicht genommen. Stein hat in Heinitz den Wohltäter seines Lebens verehrt.

Unmittelbare Anschauung, tätiges Leben und Wirken in der Welt, unangefochten von Theorien, die am Schreibtisch ausgeheckt werden, ward Stein zuteil. Er rühmt selbst, daß „das Leben in einem auf die Natur und den Menschen sich beziehenden, die körperlichen Kräfte zugleich entwickelnden Geschäft den Nutzen hatte, den Körper zu stärken, den praktischen Geschäftssinn zu beleben, und das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit kennen zu lehren." Eine gute Schule für den Staatsmann.

Karl vom Stein war dreizehn Jahre lang im Berg- werks- und Hüttenwesen tätig. Er wurde auf ein ihm völlig fremdes Gebiet verpflanzt, eroberte es sich aber mit seinem Geist und seiner Ausdauer und stieg rasch empor. Mineralogische, chemische, physikalisch-mathematische Studien wurden ergänzt durch mannigfache Dienstreisen. Er sah Ostfriesland, Holland, Westfalen und das Mansfeldische. Wichtig wurde für ihn die persönliche Kenntnis des Ostens der Monarchie. Denn er war später als Staatsmann berufen, ihn mit den westlichen Provinzen in ein politisches und wirtschaftliches Gleichgewicht zu setzen. Er bereiste Ost- und Westpreußen und kehrte über Warschau, Wielitzka mit seinen berühmten Gruben, und Krakau nach Berlin

zurück. Schon nach zwei Jahren wurde er, nach dem anfänglichen Widerstand des Königs, der dies bei der kurzen Dienstzeit Steins doch „ein bisgen viel" fand, zum Oberbergrat befördert. Neue Reisen in den deutschen Bergwerksgebieten und ein einjähriger Aufenthalt in Freiburg vollendeten Steins gründliche und genaue Kenntnisse seines Faches.

Die Schwester Marianne spann für ihren geliebten Bruder Heiratspläne. Er erwiderte ihr, sie wisse, daß es eine dumme Lage sei, aufzutreten als einer, der ein Herz erobern will, insbesondere wenn das Herz zwölftausend Gulden Einkünfte habe, oder gar auf die Schultern der väterlichen Gewalt zu treten, und in das Herz hineinsteigen zu wollen.

Anfang 1784 wurde Stein ein größerer Wirkungskreis im Westen zugewiesen. Der König übertrug ihm die Leitung der Westfälischen Bergämter und der Mindenschen Bergwerkskommission. Seine Dienstwohnung war zu Wetter an der Ruhr, in der Nähe von Hagen. Es bezeichnet den Mann, daß er, als er das erstemal Gehalt annehmen sollte, Tränen vergoß und das Geld auf die Erde warf. Von ihm war zu erwarten, daß er die „Entfernung von Selbstsucht", die er forderte, selber übte.

Das hügelige, waldreiche Land, von raschen Flüssen durchströmt, die treuen, kräftigen, betriebsamen Bewohner gewannen bald sein Herz. Er genoß die Seligkeit der Einsamkeit und der Ruhe. Ein Stachel der Sehnsucht nach jenen friedlichen Tagen ist ihm zeitlebens geblieben.

Fortgesetztes Studium neben der praktischen Tätigkeit machten Stein zu einem der ausgezeichnetsten Bergwerkskundigen der Zeit. Er war der erste gründlich wissenschaftlich gebildete Bergmann. Alexander von Humboldt rühmt von Stein, daß er zuerst bei der Salzfabrikation chemische Kenntnisse in Anwendung brachte. Sein leiden-

schaftliches Temperament verursachte manchen Mißgriff, doch glich er das durch Gerechtigkeit und nachherige Milde bald aus. Er predigte seiner Schwester und sich selbst Geduld.

Der große Charakter, einmal in den Beruf gestellt, hat zäh und beharrlich sich seine Vorbedingungen angeeignet, hat Wissenschaft und Leben vereinigt, welche beide zusammen den modernen Staatsmann großen Stils bilden. Öffentlicher bloßer Zwang war ihm verhaßt, er erwartete die höchste Leistung von der freien Selbsttätigkeit des Menschen. Diese großen schöpferischen politischen Gedanken hat Stein vom ersten Tage seines Tuns zu verwirklichen gesucht. Und wenn im wilden Drang späterer Zusammenbrüche die Neugründung des Preußischen Staates nicht völlig nach seinem Sinn ausgeführt wurde, wenn die Halbheit immer wieder Verwirrungen nach sich zog — dem Reichsfreiherrn vom Stein gebührt das Verdienst und der Ruhm des Staatengründers wie irgendeinem großen Schöpfer der Menschengeschichte. Es läßt sich voraussehen, in welchen Kampf mit starrgewordenen Mächten sich der Mann wagen mußte, der den Staatsbürger „bilden, binden, veredeln" wollte.

Ohne eigenes Zutun betrat Stein zum erstenmal die politische Bühne, als er berufen wurde, den Kurfürsten von Mainz, Fürstbischof und Reichserzkanzler, zum Eintritt in den von Friedrich dem Großen gegen die ehrgeizigen Absichten Josefs II. gegründeten Fürstenbund zu bewegen, also von der österreichischen nach der preußischen Seite hinüberzuziehen. Es ist ihm gelungen. Aber diplomatische Geschäfte dieser Art lagen seiner raschen, geraden Natur nicht. „Ich bat um meine Zurückberufung", sagt er selbst, „da ich der Diplomatie immer abgeneigt war, wegen der Wandelbarkeit der Politik der Höfe, des Wechsels von Müßiggang und einer schlau berechnenden

Geschäftstätigkeit, des Treibens, um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, der Notwendigkeit, in der großen Welt zu leben, mit ihren Genüssen und Beschränkungen, Kleinlichkeiten und Langeweile mich zu befassen, und wegen meines Hanges zur Unabhängigkeit und meiner Offenheit und Reizbarkeit." Die „Diplomatiker" hat er immer verachtet. Er kehrte nach Wetter zurück und nahm sein Amt wieder auf. Auf seinem treuen Reitpferde durchstreifte er die ihm anvertraute Landschaft, lernte Stadt und Land und Leute aller Stände gründlich kennen. Im Bergwesen empfahl er die Anlage von Dampfmaschinen, um tiefer in die Kohlenlager einzudringen. Von dem Scharfblick Steins zeugt heute die gewaltige Industrie in jenen Gegenden, wo er die mächtigsten Lager in größerer Tiefe vermutet hatte. Stein machte auch die Ruhr schiffbar. Er wollte die Kohlenbergwerke mit dem Cleveschen, dem Rhein und Holland verbinden. Auch dies sein Werk hat die großartige Entwicklung des Kohlenbaus und der Industrie in jener Gegend eingeleitet.

Am 17. August 1786 starb Friedrich der Große. Die Frage des schwäbischen Bäuerleins: „Wer wird nach ihm die Welt regieren?" war berechtigt. Die Antwort gab dann die Geschichte mit der französischen Revolution und ihrem Erben, Napoleon Bonaparte. Im Todesjahre Friedrichs reiste Stein zu mineralogischen und technischen Studien nach England. Dort blieb er neun Monate. Er gewann Einblicke in die staatlichen Einrichtungen Englands, die sich auf persönliche Freiheit und Selbsttätigkeit des einzelnen gründeten, auf die Gliederung in Körperschaften und auf einen politisch regen, gesunden Volksgeist. Auch diese Reise befestigte ihn in seinen politischen Grundsätzen. Heimgekehrt, lehnte er die ihm angebotenen Gesandtschaftsposten im Haag und in St. Petersburg ab. Er wollte nicht in die Diplomatie. Ende 1787

wurde er zum zweiten, Mitte 1788 zum ersten Kammerdirektor bei den Kriegs- und Domänenkammern zu Cleve und Hamm angestellt. In dieser Stellung lagen ihm insonderheit das Fabrikwesen, der Wasserbau an Rhein und Ruhr und der Wegebau ob.

* * *

Die westlichen Provinzen Preußens mit über einer halben Million Einwohnern, etwa einem Zehntel der Gesamtbevölkerung des Staates und fast zwei Millionen Talern Abgaben, waren die Stiefkinder des großen Königs gewesen. Ein Dorf an der Grenze, meinte er, sei besser als ein sechzig Meilen abliegendes Fürstentum. Die Grafschaft Mark zu beiden Seiten der Ruhr war die wertvollste Provinz durch ihre Bodenschätze: Kohle und Eisen, durch ihre Woll- und Baumwollfabriken im Süden. Im Norden am Hellweg lag die Kornkammer der Provinz. Dazu kamen, westlich der Grafschaft Mark: Cleve um den Niederrhein, Geldern und Mörs westlich des Rheins, durch die Rhein- und Maaszölle und durch Landwirtschaft hoch entwickelt. Krefeld lieferte die beste Seide. Minden und Ravensberg mit seiner starken Hausweberei an der mittleren Weser waren dichter bevölkert als irgendeine preußische Provinz. Die Grafschaften Lingen und Tecklenburg zwischen Ems und Hase, Geestländer, lieferten Leinwand; ihre Bewohner waren teils Hausierer in aller Welt, teils Heuerleute, die im Sommer in Holland Dienst taten. Ostfriesland endlich mit Emden und Aurich hatte seine fruchtbaren Marschen und trieb Seehandel. Von dieser im Westen gelegenen mannigfaltigen und zukunftsreichen Welt war die östliche, auf die Friedrich der Große seine Macht aufgebaut hatte, von Grund aus verschieden. Der Großgrundbesitz, Rittergüter und Domänen mit Dauer-

pacht, bestimmte das Wesen des Staats. In den geschlossenen Dörfern ein den Gutsherren höriger Bauernstand. Der Staat trennte streng Stadt und Land. In diesen und vielen andern Stücken war der Westen das Gegenteil: die Güter kleiner und zum Teil in den Händen von Bürgerlichen; die Domänen aus wenig Höfen bestehend mit Erbpacht und Selbstbewirtschaftung; die Hörigkeit in Cleve und Mark beseitigt; die Kultur älter, hoch über der der ostelbischen Provinzen, die schroffe Trennung der Geburtsstände überwunden. Die Westprovinzen waren nicht verteidigt, sie machten eine Ausnahme im Wehrsystem, sie waren durch Zölle vom Hauptland getrennt.

Hier war nun dem Freiherrn vom Stein ein großes Kulturwerk zu tun beschieden, gestützt auf die vom Nachfolger Friedrichs geänderte Politik. Die Aufgabe war: die rheinisch-westfälischen Provinzen den alten gleichzustellen. Stein ergriff aber nun zum erstenmal in seinem öffentlichen Leben die andere Aufgabe, die ihn zum Vorkämpfer des modernen deutschen Staates macht: er begann, wenn auch von fernher und ganz auf dem besonderen Boden seines Berufskreises, den Kampf gegen die unbeschränkte Monarchie. In Cleve-Mark fand er eine noch lebenskräftige ständische Verfassung, die in Altpreußen zertrümmert war. Hier waren wirkliche Handhaben der von Stein gepriesenen Selbsttätigkeit, der Selbstverwaltung. Stein bereitete sich, ohne es zu ahnen, im Cleve-Märkischen auf die Stunde vor, da das Schicksal ihm im tiefsten Zerfall des ganzen Staates das Werk der politischen Erneuerung in die Hand legte.

Über ein Verdienst, das ihm gleichfalls ein dauerndes Gedächtnis sichert, berichtet er in seinem Lebensabriß mit den knappen Worten: „Ich bewirkte die Wegsamkeit der Grafschaft Mark durch den Bau von zwanzig Meilen

Kunststraßen innerhalb vier Jahren in diesem gebirgigen, fabrik- und produktenreichen Lande, alle Arbeit ward bezahlt und keine Fronde geleistet". Das waren seit den Zeiten der Römer wieder die ersten Chausseebauten in jener Gegend, mit den Strecken Magdeburg—Leipzig und Berlin—Potsdam die ersten des Preußischen Staates.

Der Wasser- und Wegebauer Stein ist so ehrwürdig wie der Staatsmann, oder vielmehr auch dies war eine staatsmännische Tat wie alles was die Einheit, die Verbindung, das Näherkommen der Staatsbürger fördert. Ordnung in das Chaos bringen, Wege zum freien Regen der Kräfte schaffen, den Menschen Ziele zeigen und ihnen vorangehen auf diese Ziele zu — das ist Art und Sache des geborenen Menschenführers und Kulturschöpfers. Denn es ist ein schwächlicher Irrtum, zu wähnen, daß Kultur nur im Literatentum und Kunstbetrieb blühe, sie blüht vor allem auch in der freien Arbeit am Werke der Veredelung der Erde und ihrer Güter und damit des Menschen selbst.

Und noch ein Sieg fiel ihm zu: er glich den Gegensatz von Stadt und Land aus. Das Land erhielt völlige Verkehrs-, Gewerbe- und Handelsfreiheit — vorher hatten die Städte das Monopol der Versorgung des flachen Landes. Stein vereinfachte das Steuerwesen zum Nutzen der Armen. Er schränkte die verhaßte Akzise (indirekte Steuern) ein und ersetzte sie zum Teil durch direkte Steuern. Und alles brachte er in Beziehung zur Selbstverwaltung. Dankbar empfand die Provinz das Walten ihres Wohltäters.

* * *

Steins Leben hatte sich im ganzen friedlich angelassen. Er war gereift im Denken und Handeln für das Gemeinwesen in dem engeren Kreise provinzialer Verwaltung. Sein Streben war stets gerichtet gewesen auf die Kultur,

die politische Erziehung der ihm anvertrauten Landschaften. Im kleineren Kreise hatte sich aber nicht sein Sinn verengt. Immer schaute er auf zu den obersten Grundsätzen der Völkerführung: die materielle Förderung zu verbinden mit der Selbstverantwortung und mit der sittlich-religiösen Vertiefung des Volkes.

Jetzt erhob sich der Sturm im Westen, der ein altes Reich und einen alten Thron umstürzte und 26 Jahre lang über dem Erdteil tobte, in seinen Wirbel tausendjährige Überlieferung und Gewohnheit, Recht, Sitte und Gesetz mit hineinreißend. Zum erstenmal in der Geschichte Europas hatte ein Volk, das französische, sich als Nation auch in dem niedersten seiner Glieder gefühlt und war mit rasender Energie darangegangen, den nationalen Staat gegen die bestehenden Gewalten der unumschränkten Monarchie, des Adels und der Geistlichkeit aufzurichten. Der in Selbstsucht, in Kabinettspolitik und Rechtlosigkeit erstarrte Lehensstaat, ein Zerrbild der mannigfaltig lebendigen Welt des Mittelalters, war zum Werkzeug des absoluten Fürstentums geworden, er wurde von der französischen Revolution in Trümmer geschlagen. Schon lange vorher war der Brandgeruch in dem nach außen so stolzen Gebäude der französischen Monarchie spürbar gewesen. Als die helle Flamme emporschlug, da waren auch in Deutschland viele Geister von der Naturgewalt dieses Gewitters ergriffen. Es war die große Frage der Zeit: wie wird sich das ungefüge, morsch gewordene Deutsche Reich in dieser Krisis halten? Die tieferen Köpfe fragten sich: was soll geschehen, um die wohltätigen Wirkungen der neuen Ideen von „Freiheit" und „Gleichheit" in das Bestehende einzufügen, ohne dem Fluch der Zerstörung des Lebenswerten zu verfallen? Der Freiherr vom Stein war in der Folge berufen, für Preußen diese Frage zu lösen. Die französische Revolution und ihre Folgen brachten ihm

den Umschwung seines Lebens, sie bereiteten ihm das Los des verbannten Flüchtlings, aber auch des Retters Deutschlands und Europas.

* * *

In Frankreich war an die Stelle des leidenschaftlich begeisterten Aufschwungs der Gemüter bald der finstere Fanatismus der grundstürzenden Parteien getreten, die das Werk der Vernichtung alter Überlieferung mit blutigen Händen verrichteten. Der Hofadel und ein großer Teil des Landadels war aus dem Lande geflohen und trieb im Ausland als Emigrantentum sein Wesen. Das steigerte die Erbitterung der Jakobiner. Der König und sein Haus waren in den Händen der Revolutionäre, sie wußten, daß die Fürsten Europas einen Hilfe- und Rachezug gegen Frankreich planten, sie predigten „Krieg den Thronen und Friede den Hütten" und erklärten im April 1792 an die Verbündeten, Österreich und Preußen, den Krieg, im September wurde Frankreich zur Republik ausgerufen.

Der Krieg gegen Frankreich verlief unglücklich. Eine entscheidende Schlacht mit der Aussicht auf den Sieg unterblieb wegen der Uneinigkeit im preußischen Lager, von Stein eine perfide Preisgebung Deutschlands genannt, man trat den Rückzug an, Seuchen und Hunger schwächten das über die schlechte Führung erbitterte Heer. Noch bevor es an den Rhein kam, hatte der Revolutionsgeneral Custine Mainz, den Schlüssel zum Deutschen Reich, durch einen Handstreich genommen, unterstützt durch Verräter und Toren in der Festung. Bald fiel auch Frankfurt. Da griff nun Stein mit Tatkraft ein. Die Nachricht vom Falle von Mainz erreichte ihn in Wetzlar. Schrecken lähmte seine Umgebung, seine Feuerseele aber hauchte ihr

Mut ein und er ging daran, nicht nur zu retten, was zu retten war, sondern bereitete auch den Umschwung der Dinge vor. Er suchte die Engländer zu gewinnen, stärkte dem hessischen Landgrafen das Rückgrat, im Hauptquartier zu Koblenz wurde unter seinem Einfluß der Widerstand und die Wiedereroberung des rechten Rheinufers beschlossen, er war Zeuge der Wiedereroberung Frankfurts. Mainz blieb zwar in den Händen der Franzosen, aber das rechte Rheinufer war im ganzen gerettet.

Mitte Dezember 1792 erschienen streifende Franzosen vor Wesel, wo Stein rheinwärts die Verpflegung der Truppen leitete.

Schon besetzten die Franzosen die Insel Büderich, und in der Festung Wesel war von Übergabe die Rede. Da geriet Stein in Zorn, bewaffnete die Trainknechte, steckte sie in Uniformen, stellte sich selbst an die Spitze, nahm die Insel und rettete Wesel.

* * *

Im Juni 1793 gründete Stein sein Haus mit der Gräfin Wilhelmine von Wallmoden-Gimborn, der Tochter des Grafen Wallmoden, eines hannoverschen Generals. „Ich hoffe," schrieb er, „daß das Harte, Heftige und Übereilte, so in meinem Charakter liegt, durch den Anblick dieses wohlwollenden und sanften Geschöpfes und die Äußerungen ihres richtigen Verstandes gemildert werden." Wilhelmine vom Stein wurde dem viel umher getriebenen Manne eine treue Gefährtin. Reinheit des Charakters, musterhafte Pflichttreue pries er vor allem an ihr, die ihm in Unglück und Verbannung folgte. Sie hat ihm zwei Töchter geboren und ihm das Gefühl häuslicher Rast und Ruhe inmitten der empörten Welt gegeben.

Vor seiner Heirat schon hatte ihn der König zum

märkischen, bald auch zum klevischen Kammerpräsidenten ernannt.

Nicht lange nach seiner Vermählung begab sich Stein ins Hauptquartier nach Mainz. Dort wohnte er der Übergabe der Festung und dem Ausmarsch der französischen Garnison bei. „Der Ausdruck von Frechheit, dummem Übermut, Unsittlichkeit auf dem Gesichte der ausmarschierenden Garnison war unausstehlich, und es war nicht ein Gesicht unter ihnen, das man mit Behaglichkeit ansehen konnte.“

Als die österreichisch-englisch-hannoversche Armee die Niederlande verließ, fiel das ganze westrheinische Gebiet in die Hände der Franzosen. Sie hausten mit schamloser Gewalttat und Plünderung und vernichteten auf Jahre den Wohlstand des Landes. Inzwischen war die Friedenspartei in Preußen Herr über den König geworden. Preußen trat 1795 im Frieden von Basel vom Kriege mit Frankreich zurück und gestand Frankreich das linke Rheinufer zu. Dieser Friede wurde das Verhängnis des Preußischen Staates. Der Geist Friedrichs des Großen wich nun völlig von ihm, Heer und Bürgertum versanken in Weichlichkeit und Selbstsucht, der eben noch bewunderte Staat fiel als Verräter an der deutschen Sache in die Verachtung Deutschlands und des Feindes.

Ein großes Verdienst hat sich Stein in diesem unseligen Kriege noch erworben durch die Verpflegung der rückkehrenden preußischen Armee, die er für mäßige Preise mit Ausschließung der Generalunternehmer durchführte.

Der überspannten Einbildung der Militärs war es unangenehm, daß ein Zivilbeamter so glänzend für das Heer gesorgt hatte, und sie suchten und fanden Gelegenheit, sich an dem unbequemen Kammerpräsidenten zu reiben. Die Not in Westfalen hatte an einigen Orten dazu geführt, daß das gequälte Volk sich Getreide mit Gewalt

aneignete. Stein beantragte Überlassung überflüssiger Vorräte an die Bevölkerung. Darauf warf sich nun die Militärverwaltung und verdächtigte Stein beim Kabinett des Königs. Dieses beleidigte in einer Order Stein aufs schwerste durch Vorwürfe absichtlicher Verschweigung, Erschleichung königlicher Großmut und forderte die Kontrakte. Das geschah dem Manne, der im Anfang des Krieges 4000 Taler aus eigener Tasche vorgestreckt hatte. Es war der Dank von oben. Auch dies ein Vorspiel kommender Prüfungen und Kränkungen. Da mag es dem in seiner Ehre empfindlich Verletzten doch erfreulich gewesen sein, als die Eingesessenen des Wetterschen Kreises der Grafschaft Mark ein feineres Gefühl zeigten für den Wert ihres Kammerpräsidenten. In einer Zuschrift an Stein schrieben sie: „Höchste sittliche Größe ist, wenn ein Mann, den Geburts- und Glücksgüter zum unabhängigen Privatleben einladen und berechtigen, diese verleugnet und aus Pflichtgefühl ein mühevolles öffentliches Leben zum besten anderer wählt, um den Beruf, ein Mensch zu sein, ganz zu erfüllen! Heil dem Volke, dem solch ein Mann zuteil ward!"

* *
*

Die französische Republik schritt, nach dem Rücktritt Preußens von dem Bündnis mit Österreich und England, zum Angriff gegen Europa vor. Zwar gelang es dem Erzherzog Karl, den deutschen Süden zu befreien. Aber in Italien hatte der junge kühne General Napoleon Bonaparte das Kommando übernommen. Damit war der Herr und Meister der Revolution auf dem Kampfplatz erschienen, der bald der Herr und Meister, der Züchtiger und Umwälzer Europas werden sollte. Er begann die Laufbahn des Siegers über die alten Mächte, eroberte die Lombardei und stieß in die österreichischen Erblande vor,

2*

zwang Österreich zum Frieden und zur Einwilligung in die Abtretung des linken Rheinufers, die Preußen schon zugegeben hatte.

Die Tage des tausendjährigen Römischen Reichs deutscher Nation waren gezählt. Die deutschen Fürsten, die Besitzungen links des Rheins hatten, sollten mit deutschem Gebiet entschädigt werden. Damit konnten nur die kleinen Reichsstände, die geistlichen Herrschaften und die freien Städte gemeint sein. Das Schicksal des Reiches bedrohte bald auch den Reichsfreiherrn vom Stein in seiner Unabhängigkeit. Eben erst war er, den der edle Minister von Heinitz gegen Neid und Bureaukratismus schützte, zum Oberpräsidenten ernannt worden und hatte die Verwaltung von Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen erhalten. So stieg er von Stufe zu Stufe zum Leiter des Westens der preußischen Monarchie auf. Durchgreifenden Reformen stand vor allem die Stellung der Minister zum Kabinett des Königs entgegen. Stein beschrieb ihre Rolle als die erster „Gehilfen eines Bureaus". Ihre Stellung habe keine Achtung mehr, es gebe keinen Zusammenhang in den Geschäften; diese stellten nur noch eine zusammenhanglose Anhäufung von großenteils kindischen Einzelheiten dar. Alles das sei höchst widerlich. Schon zeichneten sich die schwersten Aufgaben der Zukunft vor den Augen des Staatsmannes ab.

Sofort nahm Stein zwei wichtige Kulturarbeiten in Angriff. Er führte die große Heerstraße, die er in der Grafschaft Mark geschaffen hatte, von Bielefeld an über den Teutoburger Wald nach Minden und Bückeburg fort und baute eine Heerstraße zwischen Minden und Osnabrück. Diese Bauten wurden während seiner Verwaltung beendet. Das zweite Werk war die Verbesserung des Strombandes und der Schiffahrt auf der Weser und der Umbau der großen Weserbrücke bei Minden. Dem Ver-

kehr war aber mit guten Wegen noch kein Genüge getan. Auch die Binnenzölle mußten fallen. Stein hob alle Binnenzölle auf und errichtete dafür einen Grenzzoll.

Der Freiherr war ein Freund der Bauern. In seinem neuen Amtsgebiet waren die Bauern noch hörig, in Cleve-Mark waren sie so gut wie frei. Der „Eigenbehörige", so nannte man die leibeigenen Bauern, war zu unentgeltlichen Leistungen, Fronden, verpflichtet, bei der Geburt jedes Kindes mußte er eine Abgabe zahlen, seine Heirat war an die Zustimmung des Gutsherrn gebunden, er mußte beim Antritt des hörigen Erbes den „Weinkauf" bezahlen, dessen Höhe nicht einmal feststand, der Gutsherr konnte Freibriefe schreiben, deren Gebühr oft die ganze Mitgift der Freigelassenen verzehrte, beim Herrn stand auch das Recht der „leichten Züchtigung". Der „Sterbfall", die Abgabe beim Tode eines Eigenbehörigen, kostete den Erben die Hälfte der fahrenden Habe. Geburt, Heirat, Leben und Tod waren so mit grausamer Folgerichtigkeit an die Vogtei des Herrn gekettet.

Als er Mecklenburg sah, schrieb damals der Freiherr: „Die Wohnung eines mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtiers, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt."

Sechs Jahre nach Steins Amtsantritt waren die westfälischen Domänen-Bauern frei, die ersten Bauern in Preußen. Steins Bemühungen um die Befreiung der privaten Bauern scheiterten an dem Widerstand der Gutsherren und an der Unfähigkeit der Regierung zu ernsthafter Besserung der Zustände.

In Minden wurde Stein die erste Tochter, Henriette, geboren. Zu dem genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen trat Stein in das Verhältnis eines Erziehers und Mahners. Ihm, der mit seinen Eltern zerfallen war,

schrieb er das schöne Wort, daß kein Vater vorbeischlage. Der Freimut, mit dem Stein dem wilden Treiben des edel veranlagten Fürsten entgegentrat, ist denkwürdig: „Ich bin gewiß, die Bemühungen einer jungen liebenswürdigen und ehrbaren Gattin, die rührenden Liebkosungen Ihrer Kinder würden Sie von dieser unglücklichen Leidenschaft des Spiels zurückrufen, welche von der Langeweile und einer unbestimmten Unruhe genährt wird, Sie aus den Armen Ihrer Freunde reißt und Sie in Gesellschaften zieht, die durch die zügelloseste Habsucht vereinigt und durch die widerwärtigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden."

Stein war eine vulkanische Natur, die sich in plötzlichen Entladungen des Zorns Luft machte. Aus der Mindener Zeit wird erzählt, ein Kanzleidiener habe ihm einst eine sehr wichtige Urkunde vorgelegt und nach vollzogener Unterschrift statt Sandes das Tintenfaß darüber hingegossen. Stein springt auf, fährt ihm mit dem Papier über das Gesicht und reibt es darin herum. Am nächsten Tage tritt der Mann mit einem andern Auftrag herein. Stein schnell auf, ihm entgegen, freut sich, ihn wiederzusehen und drückt ihm freundlich ein Papier in die Hand, worin der Überraschte einen Doppel-Friedrichsdor findet.

Ein Freund entwirft von Steins Art in jener Zeit ein sprechendes Bild: „Stein," sagt er, „war schneidend bestimmt in seinen Meinungen, sehr lebhaft, ja heftig in den Äußerungen, für weiche und nachgiebige Gemüter abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu tun, und so fand man ihn auch stets geneigt zu hören und wieder zu überlegen. Hin und her reden, schwatzen und beschönigen war ihm ein Abscheu. Stahl fordert Feuersteine. Auch hatte jede Minute für ihn Wert. Als ich einst zauderte, auf eine Frage, der ich lieber ausgewichen wäre, etwas zu erwidern, antwortete er selbst, fügte aber

hinzu: „Wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, würden Sie sich nicht so lange besinnen."

Vom großen Manne forderte er, was er selbst in Fülle besaß: „er müsse die Kraft des Charakters besitzen, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit, alles was auf seine Ausbildung einwirkt, zu verfolgen, in den Zeiten der Tätigkeit die nötige sittliche Kraft gibt, um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt."

* * *

„Wir müssen uns großenteils die Übel zuschreiben, die Deutschland heimsuchen, und doch werden wir keinen Vorteil ziehen aus der Perfidie unserer Grundsätze, denn die Charakterlosigkeit unseres Benehmens macht uns zum Gegenstand allgemeiner Verachtung und allgemeinen Abscheus." Das war Steins Urteil über Preußens damalige Politik. Als der Erzherzog Karl Süddeutschland „von dieser Räuberhorde, der sogenannten Französischen Armee", gereinigt hatte, brach Stein in die Klage über Preußen aus: „Es ist betrübend, uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte. Wir amüsieren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden." Aber auch die Österreicher verließen das Reich. Napoleon Bonaparte war aus Ägypten zurückgekehrt, hatte mit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire 1799 die Gewalt in Frankreich an sich gerissen und das von den Verbündeten allein gelassene Österreich besiegt. Im Frieden von Lunéville, am 9. Februar 1801, verlor

Deutschland endgültig das linke Rheinufer. In diesem Frieden wurde das Reich zur Beute gemacht für die Habsucht und Ländergier der deutschen Fürsten. Stein wollte nicht unter französischer Herrschaft stehen, er veräußerte seine linksrheinischen Güter und erwarb die Herrschaft Birnbaum bei Meseritz im heutigen Posen.

Die Verfassung des Reichs wurde zum Spott durch das Beuterecht der Fürsten auf deutsches Reichsgebiet. In den Vorzimmern des ersten Konsuls Bonaparte drängten sich die deutschen Herren und ihre Vertreter, die lüstern waren nach dem Gute geistlicher und weltlicher Herren. Im Mai 1802 sprach der Schiedsrichter Europas, das war Bonaparte schon jetzt, dem König von Preußen zu: die Bistümer Hildesheim und Paderborn, das Eichsfeld, Erfurt, die Hälfte des Bistums Münster mit der Hauptstadt, einige Reichsstädte und Abteien. Zur Neueinrichtung der westfälischen Provinzen und ihre Überführung in den Preußischen Staat wurde der Freiherr vom Stein berufen. Im August zog der militärische Befehlshaber, der General von Blücher, im September der Oberpräsident vom Stein in Münster ein.

Wie Stein niemals in untätiges Klagen über große Veränderungen und Umstürze verfiel, so griff er auch jetzt entschlossen die Aufgabe an, hinter der für ihn die Erhöhung der Macht Deutschlands stand.

Er führte die geistlichen Gebiete mit Milde, Schonung und Treue in den Preußischen Staat ein. Er schützte in Münster und Paderborn die vorhandene landständische Verfassung und plante die Einführung einer ständischen Verfassung für das ganze annektierte Gebiet. Das Kabinett wollte davon nichts wissen. Die Behördenorganisation paßte er dem Gesamtstaate an und entwarf Pläne zur Steuerreform, zur Erneuerung des Unterrichts in den niederen Schulen, den Gymnasien und der Universität

Münster. Auch die Reform des Heerwesens beschäftigte ihn. Ihm galt nur die Leistung als Maßstab der Wertschätzung, darum wollte er das „lächerliche Vorurteil" des Privilegiums des Adels auf Offizierstellen beseitigt wissen.

* * *

Da geschah etwas, was den Reichsfreiherrn der Nation als den Mann zeigte, den heilige Achtung vor Recht und Gesetz beseelte, der sich gegen das Unrecht mit kühnem Mute wehrte, auch wenn es ein deutscher Fürst verübte. „Ich mache es nicht wie ein begossener Kater, der den Schwanz zwischen die Beine zieht und sich davonmacht; ich beiße tüchtig um mich." Und sein Biß saß.

Noch standen Kaiser und Reich und seine Verfassung. Aber die deutschen Fürsten konnten den bevorstehenden Zerfall nicht erwarten und schritten dazu, der Reichsritterschaft den Garaus zu machen. Auch der Herzog von Nassau. Am 3. Januar 1804 erschien der Nassau-Usingische Amtmann zu Oberlahnstein mit Soldaten, ergriff im Namen des Herzogs Besitz von den Steinschen Gütern Frücht und Schwaighausen und verbot die Abgaben an das Steinsche Amt, unter dem Vorwand, die in seinem Gebiet gelegenen reichsritterschaftlichen Besitzungen gegen andere Stände zu schützen. Auf die Nachricht von dieser Gewalttat schrieb Stein an den Fürsten von Usingen einen Brief, der schneidende Verachtung der deutschen Kleinfürsten atmet und weithin sichtbar auf Preußen und Österreich als die beiden Träger und Beschirmer der deutschen Zukunft hinwies. Der Brief an den Nassauer ist die erste Kundgebung des Staatsmannes, dessen Leitstern die Verbindung der beiden deutschen Großstaaten war. Deutschland wollte er schützen gegen den fremden Erobererwillen — was war diesem Manne

ein deutscher Duodezfürst? Den Ton des Briefes, geschrieben am 10. Januar 1804, sollten die deutschen Fürsten noch öfter vernehmen. Stein bestreitet vor allem den kleineren deutschen Staaten das Recht des Sonderdaseins. Sie müssen „mit den beiden großen Monarchien (Österreich und Preußen), von deren Existenz die Fortdauer des teutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe. In dem harten Kampfe, von dem Teutschland sich jetzo momentan ausruht, floß das Blut des teutschen Adels. Teutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edeln Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Teilnahme, und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandeln oder Bestechung der französischen Heerführer. Was gewinnt Teutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände concentriert werden? ...

Wird der ritterschaftliche Verein auf eine gewaltsame Art zertrümmert, so entsage ich dem Aufenthalt in einem Lande, das mich mit Gegenständen bitterer Erinnerungen umgibt, und wo mir alles den Gedanken an den Verlust meiner Unabhängigkeit und an meine neuen Fesseln zurückruft.

Es ist hart, ein erweislich siebenhundertjähriges Familien-Eigentum verlassen, und sich in entfernte Gegenden verziehen zu müssen, die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen und ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Übergang zu einem bessern Sein zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht irgendeinem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlosen Übermacht zu entgehen, und — doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit."

Steins Brief wurde gedruckt und fand weite Verbreitung. So hatte einst ein anderer Reichsritter, Ulrich von Hutten, seine Anklage gegen einen fürstlichen Schädiger seiner Ehre der Nation kundgegeben.

Wie Stein hochmütige, gallige, grobe Bureaukraten zurechtwies, zeigt herzerquickend der amtliche Erlaß an einen der nächsten Beamten unter ihm: „Ew. Wohlgeboren sind durch Ihre, alle Gesetze des Anstandes und einer liberalen Erziehung beleidigende gallichte Grobheit ein Gegenstand des Hasses derjenigen geworden, die mit Ihnen in Dienstverhältnissen zu stehen das Unglück haben, und des Spottes derjenigen, die unabhängig von Ihnen sind ... es vergeht kein Tag, wo Sie nicht die Subalternen mit Härte und Bitterkeit behandeln und sie in einen Zustand dumpfer Niedergeschlagenheit versetzen.... Ew. Wohlgeboren erinnere ich ernstlich und wohlmeinend an die Abänderung Ihres Betragens; die notwendigen Folgen desselben werden sein, daß man Ihnen die Directorial-Geschäfte, die Sie mit menschenfeindlicher Bitterkeit und Illegalität (Unbilligkeit) ausüben, nimmt, und auf diese Art für Erhaltung eines ruhigen, besonnenen und einträchtigen Geschäftsganges im Collegio sorgt, indem das Collegium geleitet und nicht den Peitschenhieben eines Zuchtmeisters Preiß gegeben werden soll."

* *
*

Mittelmäßige Naturen empfinden gemeinhin vor genialen ein gewisses Grauen, sie fühlen sich in ihrer Nähe bedrückt. Ein Fürst, der es wagt, einen solchen genialen, willensstarken, selbst zum Herrschen geborenen Mann als Ratgeber an seine Seite zu rufen, muß ein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl haben, das dem Staate die persönlichen Zu- und Abneigungen zum Opfer bringt. Der

König Friedrich Wilhelm III. hatte gegen den Reichsfreiherrn vom Stein eine natürliche Abneigung. Das Kabinett des Königs bestand aus glatten, gewöhnlichen Naturen. Diese Umgebung tat alles, um das Vorurteil des Monarchen gegen den großen Mann zu nähren. Dazu kam, daß der Monarch die unumschränkte Monarchie immer noch darstellte und festhielt. Was aber Friedrich der Große gekonnt, das hatte die Natur seinem Neffen versagt. Der Staat war gewachsen und erforderte eine zeitgemäße Regierung und Verwaltung. So entstand ein Mißverhältnis zwischen der Person des Königs und seinem Amt, das schließlich mit zum Sturz der Monarchie beitrug.

Friedrich Wilhelm III. war ein ernster, einfacher Mann, wohlwollend, ordnungsliebend, sparsam, von richtigem Verstand, für die Familie lebend, die in der schönen und edeln, ihrem Gatten an Geist und Energie überlegenen Königin Luise ihren glanzvollen Mittelpunkt hatte. Es fehlte aber dem sonst trefflichen Manne an den Eigenschaften, die den großen Fürsten machen, und es war sein tragisches Los, daß die furchtbare Zeit einen solchen brauchte. Nur ein überlegener Geist, ein Wille, der unerschütterlich an sich, seinen Staat und sein Volk glaubte, der begabt war mit dem Blick für die letzten Gründe der Erhebung und des Sturzes der Staaten und Reiche, nur ein solcher Ausnahmemensch hätte von Preußen und Deutschland die Erschütterungen und Qualen der Fremdherrschaft abwenden und die Zukunft vorbereiten können. Der König hatte diesen Menschen, aber es trennte ihn von ihm eine breite Kluft. Dennoch überwand er sich, er „gab nach", als die Frage an ihn herantrat, Stein als Minister nach Berlin zu berufen. Und zwar zur Übernahme des Ministeriums, das Steuer- und Zollwesen, Fabrik- und Handelswesen, dazu die Salzverwaltung und die

Seehandlung (Bank) umfaßte. Stein wurde also Finanzminister, Minister für Industrie, Handel und Gewerbe.

Es war 24 Jahre her, daß der junge Stein als Referendar zu Berlin in Eid und Pflicht des preußischen Königs genommen worden war. Zwanzig volle Jahre hatte er im Westen, in Westfalen, gewirkt. Trotz mancher bittern Erfahrung hatte er das Gefühl des freien Gebrauches seiner Kraft gehabt, er hatte Erfolge gesehen, sich den Dank des Landes verdient, er wohnte jetzt mit der Gattin und den zwei Töchtern im Schlosse zu Münster behaglich, in Eintracht mit dem General Blücher, der den andern Flügel inne hatte. Stein verließ Westfalen ungern. Aber er folgte dem Rufe und ging nach Berlin. Er liebte Preußen, weil er an seine Größe das Schicksal Deutschlands gebunden glaubte. „Wenn man innig überzeugt ist, daß Deutschlands Veredlung und Kultur fest und unzertrennlich an das Glück der Preußischen Monarchie gekettet ist, so kann man gewiß nicht einen Augenblick zwischen Pflicht und Persönlichkeit schwanken." So dachte, so handelte er wieder, als ihm später der Undank und die Verblendung das Steuer wieder aus der Hand schlug.

* *
*

In nicht ganz zwei Jahren seiner Amtsführung bewährte Stein seine unermüdliche Tatkraft in der Verwaltung und Verbesserung der ihm anvertrauten Ämter. Er reinigte den „Augiasstall" in der Seehandlung (Bank) und Salzverwaltung, hob die Binnen- und Provinzialzölle auf, verminderte die unnötige Schreiberei bei den Oberbehörden, fing an, die englischen Verbesserungen bei der Wollfabrikation einzuführen und legte in Berlin eine große Baumwollspinnerei an. Es kennzeichnet den Freund der Städte, daß er die drückenden Abgaben der Gewerbe zu vermindern trachtete und die Abgaben auf

Brotkorn um die Hälfte herabsetzte, und es kennzeichnet den Freund der Bauern, daß er die Abgabe auf die Erzeugnisse des Hofs und Gartens aufhob, sofern sie in Handkarren in die Stadt gebracht würden. Dieser kleine Zug ist bedeutsam. Sich in den Geist der kleinen Landleute versetzend, äußerte er nämlich, daß der Bauer und sein Weib bisher zu Wagen hätten zu Markt fahren müssen, „um sich demnächst desto sicherer dem Soff zu überlassen." Fortan werde der Mann daheim bleiben und das Weib allein mit der Tragpacke in die Stadt gehen. Er war groß, auch in kleinen Dingen.

Überall glaubte er, daß die Unterweisung der Erneuerung vorarbeiten müsse. Er verbesserte und vermehrte die Schulen, er gedachte der damals tiefstehenden Presse, führte die staatliche Aufsicht in den Fabriken durch Fabrikkommissare ein und wollte die Gewerbe vom Zunftzwang befreien. Stein pflegte sich scharf, unzweideutig auszudrücken. So sagte er: „Eine weise Staatsverwaltung ist bemüht, den Geist der Innungen zu zerstören und den Kodex (Gesetzbuch) von Verordnungen, den Habsucht und Unwissenheit geschmiedet, zu vernichten." Diese und andere beißende Wendungen in Berichten, die auch dem König zugingen, zogen Stein einen Verweis zu. Friedrich Wilhelm hat seinem Minister diese Sprache nicht vergessen.

Stein hat das statistische Bureau gegründet und dadurch der Wirtschaft Preußens einen unschätzbaren Dienst geleistet. Persönlich, lebendig, fast an manche Randglosse des großen Königs gemahnend, ist die Bemerkung, die sich im Bericht an das Kabinett findet: „Ein solches Bureau sollte dem Staate nichts kosten. Es existiert bereits bei dem Akzisedepartement (Steuerabteilung) eine Buchhalterei von sieben gesunden Kalkulatoren und zwei Invaliden, davon der eine 73 Jahre alt ist und vom Schlag gerührt, der andere an den Folgen des Branntweintrinkens

bald sterben wird; diese beiden Subjekte haben ein Gehalt von 1750 Thalern."

Von der Bankverwaltung des Ministers Schulenburg sagt Stein, man würde sie loben, wenn man sie schlecht nennte. Stein berief den Direktor der Kopenhagener Bank, Barthold Niebuhr, der später durch seine Römische Geschichte seinen Ruhm eines großen Geschichtsschreibers begründete, in den preußischen Dienst.

„Alles dieses" — die geplanten Reformen — sagt Stein, „wurde aber teils vereitelt, teils erschüttert durch die große Katastrophe, welche die Preußische Monarchie traf, Folge einer schwankenden, zaudernden, allein auf momentane Erhaltung äußerer Ruhe berechneten Staatsklugheit und großen Kriegs-Unglücks."

* * *

Der erste Konsul hatte der Welt sein wahres Gesicht gezeigt. „Napoleon war ein Despot. Es ist abgeschmackt, beweisen zu wollen, daß das Feuer brenne und das Wasser nässe." Seinen Nebenbuhler Pichegru ließ er im Gefängnis ermorden, den Rivalen Moreau verjagte er nach Amerika. Geheimes Grauen und lauten Abscheu erregte es in ganz Europa, als Bonaparte den Herzog von Enghien, einen Bourbonen, von deutschem Boden fortschleppen und in den Gräben von Vincennes nach einem kriegsgerichtlichen Gaukelspiel ermorden ließ. Rußland und Schweden legten Verwahrung ein, der Deutsche Reichstag aber nahm die tödliche Beschimpfung schweigend hin. Bonaparte hatte auch die Papiere des englischen Gesandten in München rauben und in Druck geben lassen, ja den Kurfürsten von Bayern gezwungen, den Gesandten des Landes zu verweisen. Fürsten und Völker Deutschlands ahnten, was ihnen bevorstand, wenn dieser Mann zum Schlage ausholte.

Und er stieg höher und machte sich zum Kaiser der Franzosen. Preußen erkannte die neue Kaiserwürde an. Ihm folgte Österreich, nachdem Franz II. den römischen mit dem österreichischen Kaisertitel vertauscht hatte.

* * *

Im Herbst 1805 lag Napoleon an der Nordküste Frankreichs und spähte nach den britischen Inseln, um bei günstiger Gelegenheit ein Heer über den Kanal zu werfen und seinen gefährlichsten Gegner zu vernichten. Der große Staatsmann William Pitt aber, wieder an der Spitze des englischen Ministeriums, schloß ein Kriegsbündnis mit dem Schwedenkönig Gustav IV., mit dem Zaren Alexander, schließlich gewann er auch Österreich. Jetzt wäre für Preußen die Stunde der Entscheidung dagewesen. Jetzt konnte es die Schande des Baseler Friedens abwaschen, wenn es das Schwert zog und in den neuen Bund der Mächte eintrat.

Napoleon bot Preußen das englische Hannover an, das ihm gar nicht gehörte. Dieser Köder reizte die Lenker der preußischen Geschicke. Als Gegenleistung boten sie die unbewaffnete Neutralität. Auf russische Drohungen hin erklärte der König die bewaffnete Neutralität und setzte das Heer auf Kriegsfuß. Zur Beschaffung der Mittel wurde Stein berufen. Der Dank Napoleons für die Haltung Preußens war ein schnöder Neutralitätsbruch. Er ließ ein französisches Korps durch preußisch Franken, Ansbach, gegen die Donau marschieren. In diesem Zeitpunkt kam Kaiser Alexander I. von Rußland selbst nach Berlin. Dort hat Stein den Zaren zum erstenmal gesehen. Im Vertrag von Potsdam wurde die bewaffnete Vermittlung zwischen den Parteien festgelegt. Friedrich Wilhelm, in dem Wahn, sich mit Napoleon verständigen

zu können, hatte den Grafen Haugwitz als Unterhändler mit dem Ultimatum Preußens zum Franzosenkaiser geschickt, zugleich aber mündlich ihn beauftragt, auf alle Fälle den Frieden zwischen Preußen und Frankreich zu sichern.

Napoleon war mit jäher Wendung seines Plans von der Küste nach Süden marschiert, hatte bei Ulm ein österreichisches Heer erledigt und bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 über die Russen und Österreicher glänzend gesiegt.

Jetzt traf der Bericht des Grafen Haugwitz über die Verhandlungen mit Napoleon ein. Haugwitz hatte von dem Ultimatum kein Wort gesagt, ja er hatte einer unglaublichen Zumutung zugestimmt: Preußen sollte den Verbündeten mit den Waffen den Weg nach Holland verlegen. Niemand wußte von der geheimen Weisung des preußischen Unterhändlers durch den König. Stein machte aus seiner Empörung kein Hehl. Er nannte dieses Benehmen feig, doppelzüngig, strafbar; es bestärkte ihn in der Verachtung, die ihm dieser „verächtliche Sykophant" Haugwitz jederzeit eingeflößt hatte. „Mir schiene es, daß man diese ebenso verächtliche wie perfide Kreatur zurückrufen, auf ihre Güter schicken und den Krieg beginnen müsse, indem man in Böhmen einrücke und auf die Donau marschiere."

Aber daß man einer Gefahr nur mit Gefahr entrinnen könne, daß der Mut des Wagnisses zu den ersten Bedingungen des politischen Handelns gehört, diese Einsicht war dem König und seinen Räten fremd.

Graf Haugwitz kam bald mit einem der schmählichsten Verträge nach Berlin zurück, die je ein Staat eingegangen ist. Haugwitz hatte den (preußischen) Schweizerkanton Neufchatel, Ansbach und den Rest von Cleve abgetreten gegen Hannover, das Englands Besitz war, desselben England, mit dem Preußen wegen einer Geldzahlung zum Kriege gegen Napoleon — bewaffnete Vermittlung! —

unterhandelte. Der Bundesgenosse beraubt seinen Helfer! So war es Napoleon gelungen, Preußen mit England, mit Österreich und mit Rußland zu verfeinden. Das war der Vertrag von Schönbrunn. Aber Napoleon war noch nicht zufrieden: er forderte von Preußen, daß es seine Häfen und Flußmündungen dem englischen Handel verschließe. Der Kriegsdrohung des Bedrängers weichend, unterschrieb der König ohne Bedingung.

Die Folge dieser furchtbaren diplomatischen Niederlagen, dieser völlig charakterlosen Politik war die Kriegserklärung Englands an Preußen. Napoleon aber war entschlossen, Preußen bis aufs Blut zu reizen. Denn längst hatte er die Vernichtung dieser einzigen europäischen Großmacht, die ihm noch im Wege stand, beschlossen. Ja, er haßte Preußen grimmiger als jeden andern Staat. Zuerst demütigen, dann vernichten! Napoleon riß Gebietsteile im Westen von der Monarchie los und forderte die Entlassung des Ministers Hardenberg, dem er mißtraute.

In diesem den Untergang drohenden Augenblick trat Stein hervor. Was war die Ursache, daß es zu solch schmachvollen Zuständen kommen konnte? Wer war schuld? Dem König stand er mit resignierender Gerechtigkeit gegenüber: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unsern Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Übermacht geleitet und nach ihr wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein: ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig, als Glaube und Ergebung."

Stein ging aber zum Angriff vor gegen das Kabinett

des Königs. Dem Absolutismus gilt sein Kampfruf, in dem die Stimme großartigen Freimutes, rücksichtsloser Wahrheitsliebe, furchtlosen Bekenntnisses tönt. Aber die „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz", wie die spätere trockene Überschrift über dieser flammenden Kundgebung lautet, ist noch mehr. Sie ist ein Urakt der preußischen Verfassung. Aber wie die Denkschriften des Ratgebers der französischen Krone dicht vor dem Untergang, des Grafen Mirabeau, ist auch die Denkschrift des Freiherrn vom Stein zunächst vergeblich gewesen. Erst mußte der vollkommene Bankrott des von ihm verurteilten Systems eintreten, bevor der Plan eines neuen Staates ins Werk gesetzt werden konnte.

Stein beginnt mit der Feststellung: „Der Preußische Staat hat keine Staatsverfassung." Weil er aber keine Verfassung habe, die die oberste Gewalt zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation teilt, müßte seine Regierungsverfassung nach richtigen Grundsätzen gebildet sein. Eine solche habe er zwar, aber sie sei untergraben worden und müsse in einer den gegenwärtigen Zustand der Dinge angemessenen Form wiederhergestellt werden. Der Regent beschließe jetzt mit seinem Kabinett, die Minister machten Anträge und führten die im Kabinett gefaßten Beschlüsse aus. Nun erhebt Stein die zwei Fragen: ist diese neue Staatsbehörde, das Kabinett, nützlich und: ersetzt die Güte der Personen das Unvollkommene der Einrichtung? Stein kommt zu dem Schluß: das Kabinett sei schädlich; es habe kein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein, es habe alle Gewalt, aber keine Verantwortlichkeit. Die Minister ständen in einer Abhängigkeit vom Kabinett, „von Subalternen," die ihr Ehrgefühl kränke, man schäme sich einer Stelle, deren Schatten man nur besitzt, auch das Pflichtgefühl werde abgestumpft. Der

3*

Dienstgehorsam bei den Untergebenen verliere sich. Der König selbst lebe in gänzlicher Abgeschiedenheit von seinen Ministern, er stehe mit ihnen weder in unmittelbarer Geschäftsverbindung, noch in der des Umgangs, noch in der des besonderen Schriftverkehrs. Die Folge sei Einseitigkeit der Eindrücke und der Beschlüsse, Abhängigkeit von seinen Umgebungen. Es fehle also dem Kabinett: gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden, Teilnahme an der Ausführung.

Indem nun Stein die zweite Frage beantwortet, ob der Wert der Personen des Kabinetts das Fehlerhafte der Einrichtung ersetze, offenbart er die ganze richtende Macht seines Gemüts. Er zeigt mit schonungsloser Schärfe dem König, welchen Kreaturen er sein Vertrauen schenke und das Wohl des Staates mit anvertraue. Die schwersten Keulenschläge läßt er auf den Kabinettsrat Lombard und den dem Kabinett zugeteilten Minister von Haugwitz, den Unterhändler von Schönbrunn, niederfallen.

„Der geheime Kabinettsrat Lombard,“ führt er aus, „ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den Orgien der Rietzischen Familie (Rietz war Kammerdiener des Königs Friedrich Wilhelm II., die Frau dessen Mätresse), seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt.

In den unreinen und schwachen Händen eines fran-

zösischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihresgleichen findet."

Dann wendet er sich gegen Haugwitz, den Unterhändler von Schönbrunn. „Das Leben des mit dem Cabinet affilirten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschobenheiten, oder von Äußerungen von Verderbtheit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften seicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor dreißig Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, der Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher, und endigte mit der Teilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staat gehörige Zeit am Lomber-Tisch und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräters seiner täglichen Gesellschafterin, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit, und eines abgestumpften Wollüstlings."

Nach dieser Hinrichtung des Kabinetts und seiner Mitglieder zeichnet Stein den Grundriß der neuen Regierungsverfassung, deren wichtigste Züge sind: fünf Minister für: Krieg, Auswärtiges, Landespolizei (Inneres), öffentliches Einkommen (Finanzen), Rechtspflege. Eigener Vortrag der Minister vor dem König. Regelmäßige Versammlungen der Minister.

Stein schließt seine Vorstellungen an den König mit der düstern Prophezeiung des nahen Sturzes: „Die neueren Ereignisse, wo wir feierlich sanctionirte Verträge

im Augenblick der Erfüllung umgangen, und bald darauf umgestoßen sehen, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie notwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. — Sollten Seine Königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der Preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Untertanen ganz verschwinde.

Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle mit ohnverdienter Schande bedeckt zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an denen sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Teil zu nehmen.

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der Französischen und Sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen.

April 1806. Stein."

* * *

Sechs Monate, nachdem Stein diese Worte geschrieben hatte, lag das alte Preußen zerschmettert am Boden. Der König hatte nach dem furchtbaren Sturze nicht einmal die Gelegenheit, vor dem Propheten sich zu beugen, denn er hat dies Dokument nie gesehen. Stein hatte es der Königin vorgelegt, auf ihren Wunsch die leidenschaftlichsten Ausdrücke gemildert, aber schließlich unterblieb auf Hardenbergs Rat die Überreichung an den König. Was wäre Stein widerfahren, da der König durch eine im September 1806, sechs Wochen vor dem Zu-

sammenbruch, überreichte andere viel zahmere Denkschrift, unterschrieben von zwei Prinzen des königlichen Hauses, dem Prinzen von Oranien und dem Freiherrn vom Stein, in der auch die Entlassung des Kabinetts beantragt wurde, sehr aufgebracht war, die Prinzen zu ihren Regimentern schickte und Stein einen Verweis erteilte? Stein zwar war auf alle Folgen seines Schrittes gefaßt. Er glaubte sich von allen persönlichen Absichten frei und erwartete die Folgen dieser Art zu handeln mit Gelassenheit von der Vorsehung, „in deren Hand das Schicksal der Regenten und der Staaten und des Geringsten ihrer Bewohner ist."

* *
*

Napoleons Pläne mit Deutschland reiften ihrer Erfüllung entgegen. Er kannte die deutschen Fürsten gut, als er das südliche und westliche Deutschland vom deutschen Körper losriß, das Reich auflöste, die Fürsten des Südens und Westens im „Deutschen Rheinbund" unter sein „Protektorat" nahm, d. h. sie zu seinen willfährigen Vasallen machte. Bayern, Württemberg, Baden, Darmstadt, Nassau und einige kleinere begaben sich in den Schutz des Reichszerstörers und erklärten, dessen Kriege auf dem Festlande als ihre eigenen anzusehen. Also auch gegen Österreich, Preußen und Rußland. Dafür wurden sie Könige und Großherzöge mit einer „Souveränität", kraft deren sie ihre eigenen Untertanen rechtlos machten, die letzten Reste der alten ständischen Rechte zerstörten und sie durch ihren Protektor auf die Schlachtbank führen ließen. Der französische Gesandte erklärte auf dem Deutschen Reichstag zu Regensburg, daß sein Herr das Deutsche Reich nicht mehr anerkenne. Am 6. August 1806 erklärte Kaiser Franz das „reichsoberhauptliche Amt und Würde" für erloschen. So endete das Römische Reich Deutscher

Nation. Ohne es zu wissen und zu wollen freilich, hat Napoleon durch die Vernichtung der kleinen Stände des Reichs und die Vergrößerung der Mittelstaaten den Boden bereitet für die spätere neue Einheit des deutschen Volks. Die Familie Bonaparte war groß genug, um ganz Europa mit neugebackenen Souveränen zu versorgen. Aus den zisalpinischen, batavischen und anderen Republiken machte Napoleon Scheinmonarchien und besetzte die Throne mit seinen Verwandten.

Jetzt verlor auch der Freiherr vom Stein endgültig seine Reichsunmittelbarkeit. Der rheinbündische Nassauer zog die Steinischen Güter unter seine Souveränität. Stein schrieb an seinen Amtmann: „Ich aber werde mich ansehen als einen fremden im Preußischen auf immer etablirten angesessenen Edelmann, der im Nassauischen Güter hat, aber keine persönlichen Verpflichtungen übernimmt."

In Preußen auf immer etabliert — wenn nur dies Preußen nicht auch den Weg des Reiches ging!

* *
*

Der König von Preußen rüstete zum Krieg gegen Napoleon. Stein sollte die Mittel dazu schaffen. Die allgemeine Steuerpflicht, ohne Ausnahme, war sein Hauptgedanke.

Zweimal hatte Preußen die Sache Deutschlands verlassen. Jetzt stand es in Deutschland allein der Kälte und dem Mißtrauen, ja der offenen Feindseligkeit gegenüber. Nur der russische Zar war durch geheime Abmachungen gewonnen. Allein seine Hilfe war fern und entsprach nicht der furchtbaren Gefahr. Die Vernichtung Preußens, die Zertrennung Deutschlands war Napoleons ausgesprochenes Ziel. Sein Haß führte eine zügellose

Sprache, er beschimpfte die Königin, und in seinem Manifest klang das Wort, wenn auch unausgesprochen: „Die Dynastie Hohenzollern hat aufgehört zu regieren."

Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Das Heer wurde in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt vernichtet, die meisten Festungen schmachvoll übergeben. Das Bollwerk des Landes, Magdeburg, lieferte der General von Kleist an der Spitze von neunzehn Generalen ohne Schwertstreich aus. Diese Generale zählten zusammen 1300 Jahre. Eine überaltete, eingedünkelte oberste militärische Führung, ein Offizierkorps, das zu einem großen Teile in Prahlerei und Selbstgenügsamkeit keine Ahnung hatte von dem Todesernst der Stunde, führte die tapfere Armee in den Abgrund. Als das Heer gefallen war, dachte im Lande niemand mehr an Widerstand. Ja, der Fürst Hatzfeld in Berlin verbot die Rettung der großen Waffen- und Pulverbestände, um Napoleon nicht zu reizen. Diese Feigheit hat Ströme von Blut gekostet. Als Hulin, der französische Kommandant von Berlin, die Ablieferung der Waffen von der Bürgerschaft forderte, ließ der Magistrat von sich aus bekanntmachen: „Jeder Bürger hat bei Todesstrafe seine Waffen abzuliefern." Hulin verbat es sich für die Zukunft, daß der Magistrat zu seinen Anordnungen etwas hinzufüge.

Napoleon marschierte nach Berlin. Sieben Minister leisteten dem Feinde den Eid der Treue. Die Verwaltung des eroberten Landes und die Eintreibung der unerhörten Kontribution von 159 Millionen Talern übertrug Napoleon dem Generalintendanten Daru, einem Fachmann in der Ausplünderung und Unterdrückung der Völker. In Berlin auch erließ Napoleon das Dekret, das allen Handel mit England verbot: die Kontinentalsperre.

Den Zügen des Kleinmuts, der Feigheit und ehrlosen Kriecherei standen Züge der Treue, Ehre und Tapferkeit

gegenüber. Das Blüchersche Korps schlug sich durch und focht noch mit verzweifeltem Mute in den Gassen Lübecks, ehe es kapitulierte, Blücher, Scharnhorst, Yorck, Gneisenau — diese Namen drangen damals zum erstenmal an das Ohr der Besiegten und der Sieger.

Der König war völlig niedergebeugt. Frieden mit dem Entsetzlichen, das war sein einziger Gedanke. Er floh mit der Familie nach dem Osten. Blindlings unterschrieben des Königs Unterhändler nach dem Fall aller Festungen einen Waffenstillstand, der dem Selbstmord gleichkam.

Stein hatte dem Staate einen Dienst von größter Tragweite geleistet. Er ließ die ihm anvertrauten Kassen in Berlin mit sehr großen Geldvorräten einpacken und sofort nach der Unglücksschlacht von Jena nach Stettin und dann nach Königsberg schaffen. Mit Hilfe dieser Summen wurde der Krieg bis zum Tilsiter Frieden fortgesetzt. Krank verließ er Berlin und ging über Danzig nach Graudenz, von hier nach Osterode, wo die Minister mit dem König über den Waffenstillstand beraten sollten. Stein widersprach entschieden, der König trat ihm bei, entließ Haugwitz — auch Lombard hatte gehen müssen — und trug Stein das Ministerium des Auswärtigen an. Der Hof und die Behörden hatten inzwischen Königsberg erreicht.

Stein lehnte ab. Er berief sich auf seinen Mangel an Erfahrung im Berufe des Diplomatikers und wies auf Hardenberg hin. Der Hauptgrund war wohl der, daß der König am Kabinettsrat Beyme festhielt. Das Hin und Wider zwischen König und Stein führte endlich zum Bruch, nachdem sich Stein auch die Stellung im neu eingerichteten „Konseil" (Staatsrat) „ehrfurchtsvoll verbat."

Die Katastrophe wurde durch eine Nebenfrage herbeigeführt. Stein war der Chef der Bank (Seehandlung).

Ohne Stein zu benachrichtigen, hatte der König hunderttausend Taler für den napoleonischen Hofhalt anweisen lassen. Als die Frage an den König kam, wie es weiter gehalten werden sollte, überwies er Stein die Sache zur Behandlung. Stein weigerte sich, er könne sich nicht als Mitglied des Konseils betrachten und schrieb dazu: „Beispiellos ist es übrigens wohl, daß die Kosten des Hofstaats des Eroberers des größten Teils der Monarchie von dem aus diesen Provinzen verdrängten Monarchen getragen werden sollen.“ Auch nach einer nochmaligen Aufforderung des Königs beharrte der Minister auf seinem Nein. „Krankheit und tiefer Unwille gegen die Urheber des befolgten so unheilbringenden politischen Systems hatten mich überhaupt sehr verstimmt und verbittert.“ Unterdessen näherten sich die Feinde Königsberg. Die königliche Familie ging nach Memel. „Ich wollte ihr,“ erzählt Stein, „dieselbe Nacht (3. Januar 1807), mit Hinterlassung der Meinigen und eines an dem Nervenfieber todkranken Kindes folgen, als ein Feldjäger mir eine Kabinettsorder brachte.“

Das eigenhändige Schreiben des Königs enthält zunächst das Eingeständnis eines alten tiefgewurzelten Vorurteils. Der König habe den Minister für „excentrisch“ und „genialisch“ gehalten, das heißt mit einem Worte, für einen Mann, der immer nur *seine* Meinung für die wahre hält. Aber der König habe das Vorurteil überwunden und „nachgegeben“, als er ihn zum Minister berief. Er schenkt Stein nicht die Erinnerung an seine beißenden Bemerkungen in Berichten. Wieder lobt er seinen scharfsinnigen Kopf und kommt auf die beiden letzten Fälle: die Ablehnung des Auswärtigen Ministeriums und die Banksache. Mit steigendem Groll, gröber und ungedeckter werdend, schließt der König das Schreiben, das ursprünglich Stellen wie diese enthalten hat: „Ich

kann ohnmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Trotz oder Ungehorsam gegen meine Befehle ansehen, denn sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen."

„Aus allem diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern, daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen würkt. Es tut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre fernere Dienste machen kann.

Königsberg den 3ten Januar 1807.

Friedrich Wilhelm."

Am nämlichen Tag bat Stein um seine Entlassung, in einer Form, die die schärfsten Worte des Handschreibens wiederholt und ihnen ironisch zustimmt.

Der König: „Da der Herr Baron v. Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.

Königsberg den 4ten Januar 1807.

Friedrich Wilhelm."

Steins letztes Wort: „Ew. Maj. danke ich unterthänigst für die Bewilligung meines Gesuches, und muß nunmehr dahin antragen, daß mir meine Entlassung in der gewöhnlichen Form expedirt werde, welches unter den gegenwärtigen Umständen unumgänglich nöthig ist.

Königsberg den 4ten Januar 1807.

Stein."

Darauf erfolgte keine Antwort.

Stein schreibt in seiner für Ludwig I. von Bayern bestimmten Selbstbiographie: „Diese Entlassung machte einen üblen Eindruck auf das Publikum." In der Tat war es für alle, die in den Verwirrungen und Verheerungen, worin alles unterging, was den Vorfahren Fortschreiten im Glück und unverwüstliche Kraft im Unglücke gewährte, für alle, denen Stein die Hoffnung einer bessern Zukunft noch verbürgte, ein betäubender Schlag. Niebuhr schrieb: „Nur durch ein solches Maß der Verblendung und des Wahnsinns läßt sich der Gang der Auflösung begreifen, die dieses Land zum Untergang geführt hat."

Seinen Ministerkollegen schrieb Stein zum Abschied: „Ich würde freudig in das Privatleben zurücktreten mit reinem Gewissen und unbefleckter Ehre, begleitete mich nicht das Gefühl, welches der Sturz der Monarchie und das grenzenlose Elend ihrer Bewohner in jedem Deutschen erregen muß."

In Königsberg konnte er es nicht mehr aushalten, weil er immerfort eine Menge Dinge hörte, die wegen ihrer Gemeinheit lächerlich und wegen der Folgen betrübend waren. — „Immer aufgereizt, ohne handeln zu können, geschäftslos und diese unpassende Stellung des Tagelöhners, der an der Straße steht, bis er gerufen wird; hierzu das innige Gefühl der Verachtung, das durch tausend kleine Anekdoten genährt wurde, — ich konnte es nicht länger ertragen."

Er dachte an Rußland. Aber seine erschütterte Gesundheit wies ihn ins milde Klima der Heimat. Er ging nach Nassau.

Andere steigen durch das Glück empor, Steins Genius erhob sich durch das Unglück, im Unglück und zog sein zerrüttetes Vaterland mit empor.

Ende März erreichte er das Haus seiner Väter. Der Schmerz und Groll über die nassauische Gewaltherrschaft und der tiefere, dunklere über das Unglück und die Schmach des Zusammenbruchs quälten sein Gemüt. Und nur langsam erholte er sich. Aber er konnte die Augen nicht abwenden von der Zukunft des Vaterlandes. Eben erst von dessen Leitung unter den kränkendsten Formen entfernt, sann er nach über die Mittel, den Staat zu retten und schrieb seine Gedanken nieder. Nicht durch die Not einem Widerstrebenden abgerungen war ja die Erneuerung des Staatswesens, sondern all die Jahre seiner öffentlichen Tätigkeit hatte Stein vorbereitet, was jetzt die Not zu einer Entscheidung über Leben und Tod machte. Die erste seiner gewaltigen Denkschriften war ein unerhört freimütiger Protest gewesen gegen fürstliche Gewalttat und die Forderung an die Zukunft, Preußen und Österreich zu Schirmherren der deutschen Nation zu machen. Die zweite war gegen die schädlich gewordene Unumschränktheit der Monarchie, gegen den fürstlichen Absolutismus gerichtet. Die dritte, in Nassau ausgearbeitet, legt, bei aller Schonung der Überlieferung, den Grund zum modernen Staate.

Stein war kein Bewunderer der französischen Revolution, am wenigsten ihrer Verstiegenheiten und Verbrechen. Aber er sah, daß die Weltzeit einen Durchbruch neuer Ideen erlebt hatte. Als der wahre Staatsmann wußte er also, was an der Zeit ist. Freiheit der Person, Freiheit des Eigentums, und selbstlose, einfache, dem

wirklichen Leben gemäße Verwaltung, Selbstverwaltung, wo es ging, eine freiere Verfassung des Staates, lebendiges Regen aller Kräfte — das waren seine Grundgedanken. Stein ist wie alle großen Deutschen ein Erzieher vom ersten Rang. Arbeit am sittlich-religiösen Charakter der Regierenden und Regierten ist die Grundvoraussetzung seines politischen Handelns.

In der Bureaukratie sah er das schwerste Hemmnis der politischen Entwicklung. „Ich glaube, daß es wichtig ist, die Fesseln zu brechen, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeiten hindert; man muß diesen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vorteils zerstören, diese Anhänglichkeit an den Mechanismus, welchem diese Regierungsform unterworfen ist. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte." — Sollte die Nation veredelt werden, so mußte man dem unterdrückten Teile derselben Freiheit, Selbständigkeit und Eigentum geben, und ihm den Schutz der Gesetze angedeihen lassen. —

Die Nassauer Denkschrift „Über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der Preußischen Monarchie" entwickelt den gangbaren Weg zu diesem Ziel. Alle bisherigen Ansätze zu Reformen waren an der Hartnäckigkeit, mit der die Krone am alten Staatsgedanken des aufgeklärten Despotismus, der patriarchalischen Regierung, festhielt, gehemmt oder vereitelt worden. Nun war dessen Ohnmacht in den vernichtenden Niederlagen des Heeres, in der völligen Lähmung des Staatskörpers, in der Stumpfheit, Gleichgültigkeit, ja in der Schadenfreude der „niederen" Stände gegen die „höheren" offenkundig geworden.

Einheit und Zusammenfassung der obersten Behörden,

Fachminister, — Trennung von Rechtsprechung (Justiz) und Verwaltung, Abschaffung der Patrimonialgerichte — Verbesserung des Schulwesens — Vermehrung der „Zahl der freien Menschen", Befreiung der Bauern — Teilnahme der Nation am Staatsleben, zunächst durch Stände in den Provinzen — Selbstverwaltung der Städte — Einschränkung des Adels — Heranziehung der besitzenden und gebildeten Klassen (des dritten Standes) zur politischen Arbeit. Stein sah aus dem Schoße des Volkes dessen Zukunft sich immer wieder erneuern. „Alle Kräfte der Nation werden in Anspruch genommen, und sinken die höheren Klassen derselben durch Weichlichkeit und Gewinnsucht, so treten die folgenden mit verjüngter Kraft auf, erringen sich Einfluß, Ansehen und Vermögen, und erhalten das ehrwürdige Gebäude einer freien, selbständigen, unabhängigen Verfassung." Die Krönung des Werkes sollte die Vertretung der Nation in einem Parlamente, den Reichsständen, sein. Stein wußte, daß es auch dazu der Erziehung bedurfte. „Der Übergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut."

* * *

Im Februar 1808 hatte Napoleons Kriegsglück einen Rückschlag erfahren. Bei Eylau waren die vereinigten Russen und Preußen zwar nicht siegreich. Aber auch Napoleon nicht. Diese blutige Schlacht stellte die preußische Kriegsehre wieder her. Napoleon stutzte. Zar Alexander, obwohl durch neue Verträge und feierliche Versprechungen gebunden, warf sich Napoleon in die Arme, als am

14. Juni bei Friedland die Russen eine vollständige Niederlage erlitten hatten, und begehrte Waffenstillstand. Zum Danke für des Königs Vertrauen gab er ihn preis. Der große Lügner hatte dem Zaren vorgegaukelt, er wolle sich mit ihm in die Herrschaft der Welt teilen. Als neuer Bundesgenosse des Eroberers konnte der Zar sich nur für Preußen „verwenden". Beim Beginn der Unterhandlungen mit Preußen bestand Napoleon auf der Entlassung Hardenbergs; lieber wolle er vierzig Jahre länger Krieg führen. Hardenberg reichte seine Entlassung ein. Als der König Napoleon gegenüber auf Hardenbergs Unentbehrlichkeit hinwies, soll Napoleon gesagt haben: „Nehmen Sie den Baron vom Stein, das ist ein geistvoller Mann." Der französische General Clarke hatte Stein in Berlin gesehen und ihn gelobt. Napoleon empfahl also selbst den Mann, der ihn zu stürzen berufen war.

Hardenberg mußte gehen. Scheidend schlug er dem König Stein als seinen Nachfolger vor. Es ist menschlich begreiflich, daß der König zauderte. Man liebt den nicht, dem man Unrecht getan hat. An Stein schrieb Hardenberg einen mahnenden Brief, beruhigte ihn über die Gesinnung des Königs: Stein sei tatsächlich der einzige, auf den alle guten Patrioten ihre Hoffnung setzten. Er beschwor ihn, zu eilen, der König werde ihm die Sorge für die Wiederherstellung des Staates überlassen.

Stein saß immer noch krank in Nassau, seine Seele nährend an den Bildern großer Vergangenheit und an der fernen Lichtgestalt einer freien Zukunft, tief bekümmert über die trostlose Gegenwart; vor nicht langer Zeit hatte er an den Übertritt in russische Dienste gedacht.

Wie war die Lage des Staates, dem Stein 27 Jahre gedient hatte, verändert! Am 9. Juli war der Friede zu Tilsit geschlossen worden. Mit beispiellosem Leichtsinn hatte der Graf Kalkreuth die entsetzlichsten Forderungen

unterschrieben. Preußen verlor die Hälfte seines Besitzes, alle die fruchtbaren, blühenden Länder zwischen Rhein und Elbe und die Stadt Danzig. Und zum Unglück fügte der Sieger den Hohn und die Schande. Der Erbe Friedrichs des Großen und seine edle Gattin wurden von dem rachsüchtigen Sieger mit grausamem Zynismus behandelt.

Als die Friedensnachricht nach Berlin kam, fiel es wie ein Blitz vor der erschreckten Bürgerschaft nieder: „Das ist das Ende!" Auf Befehl der französischen Behörden mußte das Te Deum laudamus! gesungen, Gastmähler gegeben und illuminiert werden. Ein kleiner Tischler in der Friedrichstraße illuminierte einen Sarg und gab ihm die Inschrift: „Hier ist der wahre — bekannte und unbekannte Frieden."

Vollends das Bekanntwerden der Abmachungen über die Besetzung des Landes und die Kriegskontribution öffnete vielen die Augen. Das Gespenst des politischen und moralischen Todes ging um. Selbst die Franzosen erschraken darüber, wie ein Deutscher ohne Scham für sich und die ganze Nation dieses Todesurteil des Staates habe unterschreiben können.

Alles blickte aus nach dem Retter.

* * *

Nach seiner Entlassung hatte Stein geschrieben: „Sollte man mich einst wieder bedürfen, so werde ich mir wenigstens eine Garantie gegen unanständige Behandlungen ausbedingen und voraussetzen, daß die oberste Leitung der Geschäfte in die Hände verständiger, schätzbarer Männer gelegt werde." Jetzt drangen die Hilferufe der Edlen, die Verzweiflungsrufe der Patrioten an sein Ohr. — „Von den Preußen," hieß es, „ist nicht mehr die Rede, als wenn sie nicht in der Welt wären, und viel-

leicht ist dies in der Tat der Fall." An dem Tage des Friedens von Tilsit schrieb die Prinzessin Louise von Preußen: „Könnten Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen? ... Ich gebe zu, Sie auffordern, unser Loos zu teilen, heißt Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat nichts getan, um sie zu verdienen, aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesem Augenblick der Beleidigungen zu erinnern.... Versagen Sie sich unsern Bitten nicht, mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die mit dem Leben und den Menschen versöhnen konnten." Sie segnet das Los ihres gefallenen Bruders Louis Ferdinand und weist auf die schöne männliche Haltung des Königs im Unglück hin.

Der Beruf, ein so ganz zugrunde gerichtetes Land aus dem Verderben herauszureißen und im Innern herzustellen, war allerdings schmerzensvoll wie der Anblick und gigantisch wie das Unternehmen — dunkel wie die Zukunft und äußeres Schicksal.

Als Stein den Brief von Hardenberg mit einem Briefe Blüchers und dem der Prinzessin Louise erhielt, diktierte er seiner Frau wegen seiner körperlichen Schwäche diesen Brief an den König:

„An des Königs Majestät.

E. K. M. Allerh. Befehle wegen des Wiederantritts in Dero Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten sind mir durch ein Schreiben des Kabinetts — Min. Hardenberg de dato Memel den 10ten July den 9ten August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt, und überlasse E. K. M. die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen mit denen E. K. M. es für gut halten daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch seine eigene Persönlichkeit in Anrech-

4*

nung zu bringen, um so mehr da Eure Maj. Selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben ..."

Niemals vorher oder nachher ist Stein höher gestanden als in diesem Augenblick. Die unfehlbare Sicherheit, mit der er bedingungslos in den Dienst des gedemütigten Königs, des verzweifelnden Landes zurücktrat, diese selbstverständliche Pflichterfüllung ist die größte Tat seines Lebens.

Erst im September durfte sich Stein die Reise zumuten. Er machte sein Testament, ließ Weib und Kind daheim und brach nach dem Osten auf. In Berka traf er seine geliebte Schwester Marianne, in Weimar Goethe. In Berlin suchte er den französischen Generalintendanten Daru auf, und erhielt von ihm den Bescheid, die Kriegskontribution sei eine Sache der Politik, nicht des Rechtes. In Naugard traf er mit Blücher zusammen. Der Gram fraß dem alten Haudegen am Herzen. Ungeduldig eilte Stein durch das verwüstete Kriegsgebiet und traf am 30. September in Memel ein. Er fand den König höchst niedergedrückt, überzeugt, daß ihn ein unerbittliches Verhängnis verfolge. Die Königin war weich, wehmütig, voll Besorgnisse und Hoffnungen. Der König übertrug Stein die Leitung sämtlicher inneren und äußeren Verwaltungsangelegenheiten. Wohl gab es noch Scheu auf der Seite des Monarchen, auch war Steins Bedingung, die Entlassung des Kabinettsrats Beyme, noch nicht erfüllt, aber die Königin flehte den Minister an, auszuharren: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt fort, aber erst in Berlin. Solange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Louise." Stein

hielt aus. Der König ernannte ihn zum leitenden Minister. Von seinem Gehalt nahm Stein nur die Hälfte.

Die Lage, die Stein vorfand, konnte auch ein so starkes Herz wie das des großen Staatsmannes entmutigen. Napoleon herrschte jetzt bis zur Elbe. Die Festungen Preußens waren in seinen Händen. Und der preußische Feldmarschall Kalkreuth hatte jene Konvention unterzeichnet, die das Land völlig in die Willkür der Franzosen gab. Sie gab Napoleon das Recht, in Preußen zu bleiben, bis der letzte Heller einer unerschwinglichen Kriegssteuer bezahlt war. Die französischen Besatzungstruppen, 157 000 Mann stark, sollten alle von Preußen verpflegt werden.

Ostpreußen trug seine besondere Kriegssteuer mühselig genug und wurde vom Feinde frei bis zur Passarge. Vom Januar 1808 an weilten der Hof und die oberste Staatsbehörde in Königsberg.

Es war klar, daß Napoleon im Grunde die prompte Zahlung der Kontribution gar nicht wollte. Er wies den Generalintendanten Daru an, die Forderungen immer höher zu spannen. Stein suchte möglichste Erleichterung und die Zahlung in absehbarer Zeit. Um dies zu erreichen, wurde der treffliche Prinz Wilhelm von Preußen nach Paris geschickt; er sollte persönlich auf Napoleon wirken. Seine Instruktion ging bis zum Angebot eines Bündnisses und der Heeresfolge. Es war ein verwegener Schritt, den Stein tat. Aber er wollte das sichere vor Augen stehende Verderben abwenden, und er glaubte im Herzen nicht an die ewige Dauer der napoleonischen Macht. Als der Prinz sich von dem tiefen Haß und Mißtrauen Napoleons überzeugt hatte, bot er sich selbst mit seiner Gattin als Geisel statt jeder anderen Sicherheit an. Umsonst — vor der Allianz verlangte Napoleon die Kontribution! Denn die Kontribution war das unfehlbare Druckmittel auf den gepeinigten Preußischen Staat.

Unerschöpflich in Kniffen und Schikanen, verwarf Daru die in Lieferungen bestehende Gegenrechnung und forderte die Nachzahlung aller direkten und indirekten Steuern während der laufenden Okkupation. Schließlich bot er die Räumung an unter dem Vorbehalt der Besetzung von fünf Festungen mit 40 000 vom Lande zu erhaltenden Franzosen und 120 Millionen Frank, halb in bar, halb in Domänen. Das war unannehmbar, und Stein entschloß sich, selbst nach Berlin zu gehen, um mit Daru persönlich zu unterhandeln. Aber auch er konnte in Berlin nur wenig bessern, wiewohl er seiner Natur zuwiderhandelte und die Maske der Franzosenfreundlichkeit vornahm. Was er wollte und auch erreichte, war, vernichtende Haßausbrüche des Eroberers zu vermeiden. Stein blieb drei Monate in Berlin, zu lang angesichts seiner persönlichen Feinde, die auch jetzt seine Stellung zu untergraben geschäftig waren, zu lang auch für sein Reformwerk. Am 31. Mai war er wieder in Königsberg und nahm die großen Arbeiten der Erneuerung wieder auf.

Stein ging von der Hauptidee aus, einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit für jedes Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuflößen, und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, den blutigen, wagnisvollen Kampf für beides zu beginnen. Man zählte auf den Beistand von England, hoffte auf Rußland und auf mögliche unberechenbare Ereignisse — die dann in der Folge gar bald eintraten.

Es sind vor allem drei Reformen, die bewirkten, daß ein neues Geschlecht am Tage der Vergeltung in den Kampf um das Vaterland ziehen konnte: die Bauernbefreiung, die Städtebefreiung, die Heereserneuerung.

Am 9. Oktober 1807 vollzog der König das „Edikt, den

erleichterten Grundbesitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend." Die Trennung der Berufsstände war damit beseitigt, die Leibeigenschaft mitsamt dem Gesindezwangsdienst gebrochen; dem freien Bauern stand die Stadt, dem Städter das Land für sein Gewerbe offen; Städter und Bauern konnten wie der Adel Grundeigentum erwerben; der Adel hinwiederum durfte von nun an bürgerliche Gewerbe betreiben. „Nach dem Martini-Tage 1810 giebt es nur freie Leute," sagt der letzte Paragraph dieses Gesetzes.

Am 19. November 1808 erging die Städteordnung, Steins eigenstes und bedeutendstes Werk. Nach den Bauern befreite er die Städte. Durch die Städteordnung hat Stein seinen Platz unter den großen Städteerbauern.

Hier feiert die Idee der Selbstverwaltung ihren Triumph. Frei von staatlicher Vormundschaft wählen von nun an die städtischen Gemeinden ihre Magistrate und die neu dazugekommenen Stadtverordneten. Die Bürgerschaft bekommt die ungeteilte Verwaltung ihres Gemeinwesens. Die staatliche Aufsicht achtet nur auf die Vollziehung der Staatsgesetze. Der Magistrat übt die Polizeigewalt.

Zu Steins Verdiensten um die dritte Reform, die des Heeres, gehört vor allen Dingen, daß er den General Scharnhorst an die Spitze der Kommission brachte, die mit der Neugestaltung des Heerwesens betraut war. Der König nahm daran sachkundigen persönlichen Anteil. Scharnhorst, eine der edelsten Gestalten der großen Zeit, war seit 1807 Generaladjutant des Königs. Der bürgerliche Fremdling gewann trotz des Neides und der Feindschaft am Hofe und im Heer durch die Stetigkeit, Ruhe und Vornehmheit seines Wesens, die sich mit ausgezeichneter Kenntnis des Kriegswesens verband, das Ver-

trauen des Königs. Schweigsam, verschlossen, vom Kummer über die Schande des Landes tief bewegt, verfolgte er das unverrückbare Ziel, mit den Waffen d. i. durch die allgemeine Wehrpflicht die Schmach zu rächen und Preußen zu seiner alten Macht zu erheben.

Napoleon hatte an Daru geschrieben, der König von Preußen bedürfe keines Heeres, denn er führe mit niemandem Krieg. Die Heeresreform mußte also unter den Augen des argwöhnischen und mißtrauischen Siegers durchgeführt werden. Scharnhorst stellte das neue Grundgesetz auf, daß alle Bewohner des Staates seine gebornen Verteidiger sind.

Hier verbindet sich die Heeresreform mit Steins Werk, das durch die Entfesselung der wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte der Nation diese gewillt und fähig machen sollte, auch das Leben für die Erhaltung des Staates, des Vaterlandes zu wagen. Die entehrende Prügelstrafe wurde, gegen Steins anfänglichen Widerspruch, aufgehoben, „Freiheit des Rückens" forderte Gneisenau, desgleichen die Abschaffung des Offizierprivilegs des Adels. Die Reform der Militärjustiz und der Polizei in ihrem Verhältnis zur bürgerlichen Welt konnten Stein und seine Helfer nicht erreichen.

Neben dem stehenden Heere wurde eine „Landwehr" geplant und später ins Werk gesetzt. Scharnhorst bereitete das wehrfähige Volk zum Waffendienst durch das „Krümpersystem" vor, indem er die Waffenfähigen nur kurze Zeit im Heeresdienst übte und immer wieder durch Neuausgehobene ersetzte.

Die Erziehungsarbeit Steins erstreckte sich auch auf die Kirche und auf die Schule. „Die Erziehung und der Schulunterricht sind Angelegenheiten der Nation." Zur Wehrpflicht sollte sich die Schulpflicht gesellen.

Steins Reformwerk ist nicht in allen Teilen von ihm

selbst ausgeführt. Bald traten Ereignisse ein, die die Politik Preußens wieder auf die große Weltbühne lenkten. Stein selbst erlag einem Schicksalsschlag, der ihn von seinem Werke riß. Andere Hände, vor allen Hardenberg, haben die Erneuerung des Staates fortgeführt, nicht immer in Steins kühn wagendem Geiste. Die Krönung des Werks: Reichsstände, ein nationales Parlament, unterblieb, selbst nachdem die Nation in beispielloser Hingabe ihr Blut vergossen und ein königliches Wort die Erfüllung der Forderung feierlich versprochen hatte.

* * *

Napoleon hatte den Westen Europas unterjocht. Er herrschte bis an die Grenzen Rußlands, — denn was war Preußen? Italien war in seiner Hand. Im Rheinbund standen ihm unmittelbar die Hilfsquellen des „dritten Deutschlands" zur Verfügung. Er hielt die Hand auf den Mündungen der Ströme und auf den Grenzen des Festlands durch die Kontinentalsperre. Spanien war ein ihm verbündeter „Schutzstaat", Portugal zwar Englands Bundesgenosse, aber nicht stärker als irgendein Rheinbundstaat.

In dieser Lage beging Napoleon einen groben Fehler in der Behandlung Spaniens. Dieser Fehler bestand nicht darin, daß er Spanien überhaupt seinem Reiche unter irgendeiner Form eingliederte. Im Gegenteil. Sein Scharfblick hatte schon sehr früh erkannt, daß die See- und Weltmacht Englands sein gefährlichster Gegner war. Er war nach Ägypten gegangen, um England tödlich zu treffen. Sein Zug mißlang. Seit Jahren lag er wieder im Kriege mit dem Inselreich. Bei Abukir und Trafalgar waren die Flotten Frankreichs vernichtet. Eine Landung in England war unmöglich geworden. Englands

Macht als Kolonialreich zu brechen, stand Napoleon nur noch der Weg offen: den größten Kolonialbesitz neben dem englischen, das war der spanische und portugiesische, in seine Hand zu bekommen. Zum andern aber war seine Herrschaft in Frankreich nicht mauerfest, so lange die Bourbonen über Spanien und seine Kolonien herrschten. Napoleons schwerster Fehler bestand also nicht in seiner gegen England gerichteten spanischen Politik überhaupt. Wohl aber darin, daß er nicht mit dem Charakter des spanischen Volkes rechnete, als er die verderbte spanische Regierung wegfegte und einen Bonaparte auf den Thron Karls V. setzte. „Die deutschen Staaten lagen nur in Deutschland, aber der spanische Staat war Spanien."

Als Napoleon seine alte Methode der brutalen Gewalt auf diesen Staat anwendete, stieß er zum erstenmal auf eine einige Nation. Und diese Nation hat den Wahn seiner Unbesiegbarkeit zerstört, sie hat allen unterjochten Völkern ein Beispiel dessen gegeben, was ein einiges Volk, das frei sein will, vermag, sie hat den Umschwung in seinem Schicksal vorbereitet und den Zusammenbruch seines Weltreichs in der Folge herbeigeführt. Am Heldenmut der Spanier also offenbarten sich die Grenzen nicht nur von Napoleons persönlicher Macht, sondern auch die innere Ohnmacht seines Gewaltstaates. Die Idee der Nationalität war erschienen und befeuerte die unterworfenen Völker, nicht achtend der gepriesenen Segnungen der gleichmacherischen und gleißnerischen Demokratie, sich in den Kampf um die freie unabhängige Nationalexistenz zu stürzen.

Zu Bayonne hatte Napoleon den König Karl IV. und dessen Gegenkönig Ferdinand VII. zur Abdankung genötigt. Da brach in Madrid ein blutiger Aufstand aus. Als Napoleon seinen Bruder Josef, den bisherigen König von Neapel, am 6. Juni 1808 zum König von Spanien und

Indien ernannte, stand bald das ganze Land in Flammen, von den Pyrenäen bis Cadix, vom Mittelländischen Meer bis zum Atlantischen Ozean. Am 21. Juli mußte sich der französische General Dupont mit fast 18 000 Franzosen den Insurgenten ergeben; am 31. Juli räumten die Franzosen Madrid.

Die Nachricht von dem Madrider Aufstand erreichte den Freiherrn vom Stein in Berlin, gerade als er mit Daru verhandelte, um die Vernichtung von seinem Lande abzuwenden. Wie mag er frohlockt haben! Der Eindruck war in ganz Europa ungeheuer. Das Morgenrot der Befreiung fing an zu leuchten. Stein selbst und seine Genossen, die Führer des Preußischen Staates, waren entschlossen, den Weg der Spanier zu gehen. Auf ihr Volk glaubten sie rechnen zu können. Und sie rechneten nicht falsch, denn eine neue Idee war in die Welt getreten und ergriff nun die gepeinigten Völker. Von nun an waren alle Kriege: der eben drohende Österreichs, der Rußlands von 1812 und der Befreiungskrieg Deutschlands 1813 bis 1814 und 1815 Volkskriege, Kämpfe um den nationalen Bestand. „Der in Spanien ausgebrochene und mit glücklichem Erfolg begleitete Volkskrieg," sagt Stein, „hatte den Unwillen über die erlittene Herabwürdigung unter den Einwohnern des Preußischen Staates erhöht, alles dürstete nach Rache, Pläne zu Aufständen, um die im Lande zerstreut stehenden Franzosen zu vernichten, waren verabredet." Stein hatte alle Mühe, solche Tollkühnheiten zu verhindern. Was geschehen konnte, das war die Fortführung der militärischen Reform durch Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, die Wahl tüchtiger, die Entfernung träger, lauer und übelgesinnter, mit der Knechtschaft zufriedener Offiziere.

Die französische Partei, der die genußliebenden Weltleute, einige engherzige Landjunker, alle egoistischen und

im Schlendrian verknöcherten Beamten angehörten, betrieben eine Verbindung mit Frankreich. Der großen Masse der Nation war dieser Gedanke unerträglich, der fortdauernde Druck der französischen Garnisonen, der Durchmärsche, unsägliche Neckereien unterhielten bei ihr den Haß gegen die Franzosen, und man konnte auf eine kräftige Unterstützung rechnen. Stein gedenkt des Philosophen Fichte und der Wirkung seiner „Reden an die deutsche Nation" auf die Gebildeten. Auch auf Stein selbst hatten sie tiefen Eindruck gemacht, zumal ihr Grundgedanke zusammentraf mit der im spanischen Aufstand hervorbrechenden nationalen Selbsthilfe, die Fichte von den Deutschen forderte: „Kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen kann uns helfen, sondern wir selber müssen uns helfen, wenn uns geholfen werden soll." Wie mußte Stein der Mann aus dem Herzen sprechen, der auf die Warnungen seiner Freunde erwiderte: „Soll denn nun wirklich Einem zu Gefallen das ganze Menschengeschlecht herabgewürdigt werden und versinken? Kennen solche Warner etwas Höheres als den Tod? Dieser erwartet uns ohnehin alle, und es haben, vom Anbeginn der Menschheit an, Edle um geringerer Angelegenheiten willen — denn wo gab es jemals eine höhere als die gegenwärtige? — der Gefahr getrotzt."

Die Einrichtung der Landwehr in Österreich ermutigte zur Entfesselung der eigenen Volkskraft. Lieber verbluten als verfaulen! Napoleon will ja doch Preußens Verderben. Also: Kampf und Sieg oder ehrenvoller Untergang!

* * *

Wer kann das Labyrinth einer großen, leidenschaftlichen Seele ausmessen? Trotz des ausschließenden Gegensatzes, der Stein von seinem Gegner Napoleon Bonaparte

schied, wie das Feuer vom Wasser geschieden ist, war etwas in ihm, was er, der deutsche Staatsmann, mit dem Korsen teilte: die Kühnheit eines unbändigen Willens. Wir haben ein Wort von Stein, das die Lust am Wagnis, die in ihm lebte, bezeichnet. Er sagte einmal, er wäre lieber Flibustier oder Kondottiere als Staatsminister, er fühle den Beruf in sich, Abenteurer zu sein. „Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu wandeln sich vornimmt." So schreibt er an den König. Die spanische antinapoleonische Revolution vernichtete den Gedanken an Verständigung mit Napoleon. Jetzt fanden sich die drei Männer, die durch alle Rückschläge hindurch den Krieg, die Niederwerfung des Despoten wollten und durchführten: Stein, Scharnhorst, Gneisenau.

Die verbündeten Männer stellten dem König die Notwendigkeit einer Entscheidung vor zwischen dem Kampf und mutloser Ergebung. Ist es ratsamer, fragte Stein den König, zahm und geduldig den Ausspruch eines verruchten Tyrannen abzuwarten, oder den blutigen Kampf um Ehre und Unabhängigkeit und die Erhaltung des Thrones zu erneuern? Der Plan des Aufstandes wird entworfen. Deutschland ist die Losung! „Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche." Stein erneuert das alte Wort „Landsturm" — das letzte Aufgebot mit der Landwehr und dem stehenden Heer — und dazu die neue österreichische Macht, deren Rüstung mächtig voranschritt! Scharnhorst drängte dazu, dem König eine Antwort mit Ja oder Nein auf die Frage abzugewinnen, ob er mit Österreich gemeinsam den Krieg aus allen Kräften führen wolle. Gneisenau entwarf einen Plan für die „Waffenerhebung des nördlichen Deutschland".

Der König Friedrich Wilhelm war aber nach der Katastrophe von 1806/1807 von Napoleons Unüberwindlichkeit durchdrungen. Eine revolutionäre Maßregel, die der französischen „Levée en masse", der allgemeinen Volksbewaffnung aus dem Jahre 1792, auf ein Haar glich, war ihm zuwider.

Da traf von Napoleon anstatt der angesichts der spanischen Gefahr erwarteten milderen Behandlung Preußens eine unerhörte Verschärfung der Bedrückungsmaßregeln ein. Er erhöhte die Kriegskontribution um fast die Hälfte, er verkürzte die Zahlungsfristen, zwang den König, Josef Bonaparte als spanischen König anzuerkennen, verpflichtete ihn zur Heeresfolge gegen Österreich, wenn es zum Kriege kam, setzte das preußische Heer auf 42 000 Mann herab und verbot die Miliz. Stein riet zur Ablehnung. Diesen „Vertrag" sollte der König unterschreiben.

Napoleon hatte den Zaren Alexander nach Erfurt eingeladen, wo er eine Heerschau seiner Vasallen abhalten und das gefährdete Bündnis mit Alexander befestigen wollte. In Königsberg besuchte der Zar seinen alten Verbündeten. Stein trat Alexander näher, er entwarf die Grundzüge eines Bündnisses zwischen Rußland, Österreich und Preußen, das zur Befreiung des Abendlandes führen sollte.

Der Zar, innerlich abhängig von Napoleon, versprach nur, auf Preußens Räumung und erträglichere Zahlungsbedingungen hinzuwirken. Immerhin sollte Stein nach Leipzig gehen, um bereit zu sein, wenn man ihn riefe. In Erfurt wäre Stein gewiß mit Napoleon selbst Aug in Auge gestanden.

Da geschah es, daß durch eine Verkettung von verhängnisvollen Umständen mit einem Fehlgriff Steins dieser Retter in der Not, der Steuermann des wracken Schiffes

über Bord geschleudert wurde und, mit knapper Not geborgen, den unersättlichen Haß des Kaisers Napoleon auf sich lud.

Am Morgen des 21. September 1808, des für die Abreise Steins nach Leipzig festgesetzten Tages, trafen in Königsberg zwei Unglücksbotschaften ein: ein Bericht des Prinzen Wilhelm von Preußen aus Paris mit der Nachricht, daß er, durch Napoleons Drohungen gezwungen, dessen Forderungen unterschrieben habe. Gleichzeitig kam der Moniteur vom 9. September, mit dem Abdruck eines Briefes an der Spitze, den Stein an den Fürsten Wittgenstein geschrieben hatte. Die Unterschrift des Prinzen und Steins Brief standen in engem Zusammenhang. Denn Stein war unvorsichtig genug gewesen, in seinem Brief an Wittgenstein das Visier zu lüften. In seiner Handschrift, ohne Chiffre, durch die feindlichen Stellungen hindurch, teilte er dem Höfling — an sich schon eine bedenkliche Außerachtlassung der Vorsicht — den Plan einer nationalen Erhebung mit. „Die Erbitterung," heißt es in dem Briefe, „nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren, und auf die Menschen zu wirken ... Die Spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen, was wir längst hätten glauben sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten, denn sie zeigen, wie weit List und Herrschsucht es treiben können und was andrerseits eine Nation vermag, die Kraft und Mut besitzt." Stein redet auch von Verbindungen mit energischen, gutgesinnten Männern, die man pflegen solle. Das war deutlich. Und dieser Brief fiel in die Hände des Feindes. Deutsche Spione hatten die Abreise des Kuriers mit dem Briefe nach Berlin gemeldet.

Napoleon sah zum erstenmal einen Gegner in Deutschland, den er zu fürchten hatte, und er beschloß, ihn zu ver-

nichten. Er tat es mit vollendeter Kunst, mit überlegter Rachsucht.

Am 26. August stand der verhängnisvolle Brief im Berliner „Telegraph". Freunde benachrichtigten Stein durch einen Eilbrief. Eine Stunde darauf stand auch der Adjutant Blüchers, von Thiele, im Zimmer des Ministers. Der Marschall Soult hatte Thiele den „Telegraph" gezeigt und gesagt: „Der König wird durch seine Minister um sein Land gebracht." Thiele eilte nach Königsberg. Stein las den Artikel, ging eine Viertelstunde im Zimmer auf und ab, trat vor den Hauptmann und sagte: „In Berlin sehen sie mich also wohl schon gehängt?" Und er begab sich zum König. In den schwierigsten Lagen war Stein die Entschlossenheit selbst. Er bat den König um seine Entlassung. Der König war natürlich aufgebracht über den Vorfall, wollte aber vor der Rückkehr des Zaren nichts entscheiden. Napoleon selbst äußerte sich zunächst nicht über Steins Entfernung.

Im ganzen Lande machte das Ereignis den tiefsten Eindruck. Die Französische Partei erhob ein lautes Geschrei und forderte Steins sofortige Entlassung. Die Gegner Frankreichs und Freunde Steins traten für ihn ein: Prinz Wilhelm, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt voran. Stein handelte und suchte seine Ernte unter Dach zu bringen, bevor das Gewitter losbrach, das am Himmel stand. Vor allem verlegte er den Gegnern der Reform den Rückweg. Kundgebungen in der Presse machten der Nation die wesentlichen Reformen in großen Zügen bekannt. Er bestürmte den König, den vom Prinzen Wilhelm unterzeichneten Vertrag nur dann zu bestätigen, wenn er zugleich alles versuche, um den Kampf zu wagen. „Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so viel Wahrheit sagte, er habe die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopfe, ist mehr als eine Verblendung, ist hoher Grad

von Torheit." Er wiederholt den Rat, sich Österreich zu nähern und alle physischen und moralischen Mittel vorzubereiten, um bei dem Ausbruch eines Krieges die französischen Ketten zu brechen. Die Häupter der Verwaltung, Scharnhorst an der Spitze, baten den König, die Landstände einzuberufen, um die Entscheidung wenigstens hinauszuschieben. In Erfurt wurde nichts erreicht. Napoleon hatte Stein nicht vergessen. Er fuhr den preußischen Unterhändler an: wie Stein es wagen könne, solche Gesinnungen zu äußern? In der Sache blieb er bei seinen Forderungen. Die Erpressungen der Franzosen waren ungeheuerlich. Daru allein hat aus Norddeutschland 513½ Millionen Franken gezogen, davon waren Ende 1808 vier und dreiviertel Millionen bezahlt. Zusammen waren es über 604 Millionen Franken, ohne die Summen, die die einzelnen Orte den Generalen, Offizieren, Soldaten und Kommissären zahlen mußten.

Stein wiederholte am 7. November nach dem Eintreffen der Nachrichten aus Erfurt seine Bitte um Entlassung, wieder vergeblich. Aber das Vertrauen des Königs zu seinem Minister hatte gelitten. Am Hofe tuschelte man, Stein sei ein guter Minister für das Volk, aber nicht für den König. Steins amtliche Äußerung gegen die Reise des Königspaares nach St. Petersburg, auf Einladung des Zaren, verstimmte die Königin. Stein stellte dem König vor, die zu der Reise erforderte Summe dem verheerten Masuren zuzuwenden. Der Minister stand mit der Türklinke in der Hand. Er sorgte noch für die drei ersten Termine der Kontribution, er bereitete ein Beamtengesetz vor. Das letzte Gesetz, das unter Stein noch erlassen wurde, war die Städteordnung.

Steins Stellung war nicht nur durch Napoleon, sie war durch die Lage der Dinge am Hofe unmöglich geworden. Nicht als ob der König in großen Dingen ihm nicht das

Höchste zugetraut hätte, aber er hatte mehr denn je tiefe Scheu vor dem Gewaltigen. Stein war verhaßt bei allen, denen sein Geist, seine sittliche Strenge, sein glühender Eifer für die Sache, seine Neuerungen im Staate zuwider waren, auch hatte er nie weder Gegner noch Freunde geschont. Die Höflinge „vergelten mir die Verachtung, die ich gegen sie hege, mit unablässigem Hasse".

Aber sieht man von diesen an der Oberfläche sichtbaren Beweggründen ab, so war es im tiefsten Grunde der Widerwille einer alten Zeit gegen eine neue. Der Besitzstand der herrschenden Kasten war durch diesen Reichsfreiherrn bedroht — selbst die Unumschränktheit der Krone sollte fallen. Das Militär, die Bureaukratie, der größte Teil des Adels mußten diesen Mann wegwünschen, der durch die französische Revolution, so sagten sie, Preußen ruiniere. Sie nannten ihn, wie später Napoleon, einen Jakobiner. So mußte Stein fallen. Seine Gegner traten schon in Verbindung mit den französischen Machthabern. Intime Feinde forderten vom König sogar Strafe. Ein Kammerherr sagte in Berlin: „lieber drei Schlachten von Auerstädt als ein Oktoberedikt" und der General Yorck nach dem Sturze Steins: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten, das andre Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gifte selbst auflösen."

Hardenberg drängte den König zur Entscheidung, und am 24. November 1808 wurde Stein nicht zwar in Freundschaft, aber in gnädiger Form entlassen.

Er hinterließ ein unvollendetes Werk. Aus dem Tiefblick in die Zeit, aus der Erfahrung und aus dem Gebote der Zukunft, nicht aus Theorien hatte der Staatsmann geschöpft, als er die Befreiung Deutschlands, nicht nur Preußens, an die Erneuerung des Staatswesens, an die Erziehung seiner Glieder geknüpft hatte. In seinem Geiste stand alles in großem, unzerreißbarem Zusammenhang:

Religion und Bildung, Regierung und Bürgerleistung, Politik und Kultur. Er glaubte an den Sieg der sittlichen Idee, ohne in einen flachen Optimismus zu verfallen. In den Herzen freier Männer wußte er das Vaterland sicherer geborgen als in den erstarrten Formen und Formeln eines bureaukratischen Staatsmechanismus. Die soziale Gesetzgebung für das flache Land, der Aufbau der ländlichen Verwaltung, die Militärjustiz, die Polizei, die Provinzialstände, die Reichsstände, die Schule, die Kirchenverfassung — überall waren Anfänge gemacht. Stein wollte nichts unterlassen, um wenigstens den Grundriß und Aufriß des ganzen unvollendeten Werkes der Nation bekanntzumachen. Der König verweigerte sich diesem Unternehmen, der großen Absicht Steins: daß die Nation, die bald ihr Blut und Gut herzugeben hatte, mit dem Selbstbewußtsein in den Kampf zog, das die Zugehörigkeit zu einem Staate verleiht, „dessen lebendiges Prinzip die musterhafteste Rechtlichkeit ist", wo „alle ausschließlichen Ansprüche vernichtet" sind und „jede Unebenheit der Gesetze und Rechtspflege" ausgeglichen ist. Sollte aus dem alten Staate, auf dem Boden des alten Deutschen Reichs ein Nationalstaat im Kampfe gegen den Bedrücker emporwachsen, so mußte, das war Steins Glaube, die Nation in jedem einzelnen erwacht sein.

Bevor Stein Königsberg verließ, wandte er sich vertraulich an die hohen Beamten der Verwaltung der Monarchie. Sein Mitarbeiter von Schoen faßte in dem sogenannten „Testament" Steins noch einmal zusammen, was noch zu vollenden war. Dann reiste Stein, am 5. Dezember 1808, am Tage nach dem Einzug Napoleons in Madrid, nach Berlin.

Niemand konnte diesen Mann, diesen Repräsentanten seiner Nation und seiner Zeit als Staatsmann ersetzen, auch war das bedingungslos Frankreich unterworfene

5*

Preußen keine Stätte der Wirksamkeit mehr für ihn. Der Freiherr vom Stein war wieder wie der Tagelöhner am Wege. Da geschah es, daß Napoleon, indem er den Gehaßten niederzuschlagen glaubte, selber ihn hoch emporhob und den Freiherrn vom Stein der ganzen Welt zeigte als den Grundstein, Eckstein und Edelstein der Völkerfreiheit.

* * *

Der spanische Aufruhr zwang Napoleon, was er an Streitkräften im nördlichen Europa entbehren konnte, an sich zu ziehen. Er gestaltete das für Deutschland bestimmte Heer völlig um. Drei Divisionen, unter dem Befehl Davousts, blieben zur Bewachung Preußens in den Festungen Stralsund, Stettin, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Halle, Halberstadt zurück.

Am 3. Dezember verließen die letzten französischen Truppen die preußische Hauptstadt. Am zehnten holte die Berliner Bevölkerung den Husarenmajor von Schill wie im Triumph ein, zwei Tage danach kam Stein in Berlin an. Nach fünfzehn Monaten der Trennung sah er hier die Seinen wieder. Er hatte im Sinne, Mitte Januar 1809 nach Breslau zu gehen, dort die Ereignisse abzuwarten und je nach den Umständen zu handeln.

In den ersten Tagen des Januar 1809 traf der neue Gesandte Napoleons, Graf St. Marsan, ein Piemontese von vornehmer Gesinnung, in Berlin ein. Er brachte neue Beschlüsse Napoleons mit sich. Darunter war ein Dekret, das den Freiherrn vom Stein betraf. Eines der merkwürdigsten Dokumente der Geschichte. Der „Erbe Karls des Großen und Julius Cäsars", der Beherrscher Europas, unter dessen Befehlen die größte und schlagfertigste Armee der neuen Geschichte stand, tat feierlich und in aller Form den verabschiedeten Minister eines

Königs ohne Heer und beinahe ohne Land in die Acht. Der Allmächtige einen Ohnmächtigen. Und doch verriet das Ächtungsdekret, das Napoleon aus Madrid über Stein verhängte, etwas, was der sieggewohnte Imperator vorher nie gekannt hatte: Furcht. Als am 22. Juli 1808 der französische General Dupont sich bei Baylén im Osten von Cordova mit 18 000 Mann dem spanischen Rebellen Castaños übergeben mußte, spürte der Kaiser zum erstenmal den Griff des vergeltenden Schicksals. Aus den Tiefen des Völkerlebens stieg das Gespenst des Aufruhrs empor. Was gestern in Spanien geschehen war, konnte morgen in Preußen geschehen. Indem er Stein vogelfrei erklärte, glaubte er allen seinen heimlichen Widersachern die Lust zum Löken wider den Stachel zu nehmen. Steins Unglücksbrief hatte diesen Mann dem Kaiser als das gefährliche Haupt des kommenden Aufruhrs, der Empörung der unterjochten Völker enthüllt. Das Dekret lautet:

„Kaiserlicher Befehl.

1. Der namens Stein (le nommé Stein), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen mag, werden mit Beschlag belegt.

Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unsrer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

In unserm Kaiserlichen Lager von Madrid,
den 16. Dezember 1808.
(unterzeichnet) Napoleon."

Jener Entlassungsbrief des preußischen Königs im Jahre 1807 hatte den Namen Stein zu einem deutschen

gemacht, dieses Ächtungsdekret Napoleons machte ihn zu einem europäischen, zu einer politischen Großmacht. Die Deutschen lasen mit Erstaunen und banger Besorgnis die Kriegserklärung, mit der der Sieger von Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland diesen Einen aus der zahllosen Menge der Zeitgenossen hervorhob und zum Gegner auf Tod und Leben stempelte. Das getretene Volk sah seinen Führer.

St. Marsan war nur halb wider Willen in den Dienst Napoleons getreten. Napoleon wußte nicht, daß der verschlagenste seiner Gegner, Talleyrand, als Minister an seiner Seite stand. Talleyrand hatte zu Erfurt schon den Zaren zur Rettung Europas aufgerufen. Und wenn auch Talleyrands Nachfolger Champagny zurückhaltender war, — er hatte doch auch Witterung von dem Umschwung, den Spanien in Napoleons Schicksal vorbereitete. St. Marsan, nicht fremd dem Gedankenkreis dieser heimlichen Gegnerschaft, handelte nicht nach den brutalen Forderungen, die aus Madrid kamen. Er schickte den holländischen Gesandten zu Stein, ließ ihm die Achtserklärung zustellen mit dem Bedeuten, er habe Befehl, alle politischen Beziehungen zu Preußen abzubrechen und Berlin zu verlassen, wenn er Stein im Preußischen anwesend vorfinde; er werde aber, wenn Stein sogleich abreise, verfahren, als wenn er schon abwesend wäre. Die an Champagny ergangene Order, daß Stein erschossen werden sollte, wenn Napoleons oder seiner Verbündeten Truppen ihn ergriffen, wird St. Marsan dem Geächteten nicht vorenthalten haben.

Stein handelte sofort. Er traf Vorkehrungen, einen Teil seines Vermögens zu retten, schrieb an den König und bat ihn um die Erlaubnis, sich erforderlichen Falls nach Rußland zu wenden. Vorläufig blieb ihm als Zuflucht nur Österreich. In der Nacht vom 6. auf den

7. Januar reiste Stein nach der böhmischen Grenze ab. Bisher hatte Stein dem Staate wohl schwere Opfer an Ruhe, Gesundheit, Lebensglück gebracht. Jetzt war er ein ruinierter Mann, seine Güter waren beschlagnahmt, sein Gehalt hatte aufgehört, ein gesetzliches Recht auf Pension hatte er nicht. Die Sorge um die Seinen bedrückte auch diesen starken Mann, und die Aussicht, fremdes Brot zu essen und fremde Stiegen zu steigen, nagte an seiner stolzen Seele. Auch ihm blieb in der Folge die Verdüsterung der Verbannten, das Heimweh und die Verbitterung des Geächteten nicht erspart.

Über Sagan, Bunzlau, Löwenberg ging die Reise fast ohne Unterbrechung, im tiefsten Geheimnis durch die Winternächte. Was durch Steins Seele ging, als ihn die Eilfahrt immer weiter von Weib und Kind, von Heimat und Vaterland entfernte, waren erhabene, tapfere, große Gedanken. „Die Nacht," so erzählt er selbst, „war sehr schön, die Witterung milde, der Himmel bald bewölkt, bald hell, die Natur still und feierlich, die zahllosen Wohnungen der Menschen, durch die man reisete, ruhig. Eine solche Nacht und solche Umgebungen gaben der Seele eine Stimmung, die alles Menschliche, und sei es noch so kolossalisch scheinend, auf seinen wahren Wert zu bringen bereit ist." Er erinnerte sich der am Neujahrstage zusammen mit den Seinigen gelesenen Predigt Schleiermachers „über das, was der Mensch zu fürchten habe, und was nicht zu fürchten sei" nach dem Worte der Schrift: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten und die Seele nicht mögen töten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle."

Zu Buchwald im schlesischen Riesengebirge machte der Flüchtling Rast. Die Nähe der Franzosen in Hirschberg gebot Vorsicht und kurzen Aufenthalt. Am 10. Januar kamen Briefe aus Berlin. Frau vom Stein sandte

einen österreichischen Paß und die Versicherung, wohin er auch gehe, ihm mit den Kindern zu folgen. Im Begriff, die preußische Grenze zu überschreiten, nahm er vom vaterländischen Boden Abschied mit den an die Prinzessin Wilhelm gerichteten Worten: „In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit 675 Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältnis meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein. Möchte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit tragen."

Stein wandte sich über Trautenau nach Prag. Ihm persönlich gegenüber schätzte sich der österreichische Kaiser durch seinen Minister Stadion glücklich, einen Minister aufzunehmen, der ebensosehr durch die seinem König geleisteten Dienste als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei. Vertraulich aber ließ Kaiser Franz Stadion wissen, er solle dem Baron Stein bedeuten, daß, wenn er einen Aufenthalt in seinen Staaten haben wolle, er sich zu Brünn aufzuhalten und bescheiden zu betragen habe, indem er von ihm sonst sich aus seinen Erbstaaten zu entfernen fordern werde. Steins Feinde denunzierten ihn der Wiener Polizei und diese ihrem Kaiser als gefährlichen Revolutionär. Das offizielle Österreich erlaubte dem Geächteten gerade noch den Gebrauch des Feuers und Wassers. Von Prag siedelte Stein nach Brünn über und ward dort mit den Seinigen vereint.

Die Acht ward in Frankreich, den Rheinbundstaaten, im Herzogtum Warschau und in Preußen vollstreckt. Es wiederholte sich ein Schicksal des Steinischen Hauses. Ein

Ahn des Freiherrn mußte während des Dreißigjährigen Krieges landflüchtig werden, da nahm er als Pfand seines fortwährenden Eigentums die Türklinke seines Hauses, den metallenen Eselskopf, mit sich, brachte ihn in das Kloster Montabaur und nahm darüber Zeugnis. Nach zehn Jahren kehrte er aus dem Elend zurück, holte seinen Türklopfer ab und zog in sein Eigen ein. Jetzt nahm der treue Rat Steins, Wieler, wiederum als Pfand und Zeichen des unbeweglichen Besitzes den Eselsklöpfel von der Haustür ab, nachdem er das Silberzeug, das Linnen, die Gemälde, die Bibliothek und andere Werte bei Freunden geborgen hatte. Denn der Herzog von Nassau mußte die Hand auf Steins Güter legen. Die Steinischen Beamten wußten indes ihrem Herrn das anvertraute Gut gewissenhaft zu erhalten. Die anderen Besitzungen links des Rheins und die Domäne Birnbaum im Herzogtum Warschau gingen verloren.

Napoleon forderte in seiner Rachsucht und um den verhaßten Hohenzollern zu demütigen, vom König von Preußen selber die Verhaftung und Auslieferung seines früheren Ratgebers. Durch Scharnhorst erfuhr Stein, daß der Zar ihm ein Asyl in seinen Staaten gönnte, und daß der König ihm seine Pension auszuzahlen befohlen habe. Als man Stein in Sicherheit wußte, verhängte Preußen die Verhaftung. Gneisenau schrieb noch nach Prag: „Aller Edlen Herzen sind durch Ihre Proskription noch fester an Sie geschlossen. Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres tun können. Sie gehörten ehedem nur unserem Staate an, nun der ganzen civilisierten Welt.“ Die österreichischen Staatsmänner machten von dieser Zelebrität keinen Gebrauch. Denn bei dem nun gewagten letzten großen Versuch einer einzelnen deutschen Macht, die Zwingherrschaft Napoleons zu brechen, dem Kriege Österreichs von Anno

neun, äußerte man von Wien aus auch nie die leiseste Absicht, weder durch Unterredungen, noch durch Schriftwechsel, noch auf irgendeine denkbare Art mit Stein in Verbindung zu treten.

* * *

Österreich trat mit seiner ganzen Volkskraft in den Entscheidungskampf ein. Und Preußen blieb nach Steins und der preußischen Führer Scharnhorst, Gneisenau, Blücher Glauben keine Rettung mehr übrig als das Schwert, nachdem Napoleon bei Wagram am 5. und 6. Juli den Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern verdunkelt und die österreichische Heeresmacht niedergeworfen hatte. Stein war in seinem Asyl bedroht und begab sich nach Troppau an der preußischen Grenze. Aber weder der König noch das Volk von Preußen rührte sich und Stein schrieb in düstrer Stimmung: „Preußen wird unbedauert und ohne Nachruhm untergehen." Als niemand in Österreich seinen Rat begehrte, gab er ihn unaufgefordert in Schreiben und Denkschriften an den Minister Stadion und den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Sohn des letzten Statthalters der Niederlande. Er drängte zu der „großen Aufregung aller Nationalkräfte" in dem Kampf „der Deutschheit und der Menschheit". Seinen alten Mitarbeiter von Schoen ermahnte er fest auszuharren, bis die große, furchtbare, verhängnisvolle Krisis sich entwickelt habe. Eh' daß man wieder vor Napoleon zurückweiche, müsse jeder, der das Gute und Edle liebt, sich unter die österreichischen Fahnen sammeln und an dem Todeskampfe teilnehmen, — unterliege er dann, —

Macht und Güter gehören der Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und sucht ein unvergänglich Haus.

Aber nach der heroischen Anstrengung des Krieges war die Erschlaffung im Lager Österreichs um so gründlicher. Die Heirat Napoleons mit der Kaisertochter Marie Luise vollendete die Niederlage der alten Ordnung der Dinge und den Sieg der Revolution. „Und man hat Hofer ermorden lassen!“ schrieb Stein. „Die Heirat hat selbst nicht einmal beitragen können, diesen braven, kräftigen Mann zu retten!“ Dennoch blieb Stein aufrecht und schrieb den Freunden nach dem Frieden: „Man muß sich nicht niederschlagen lassen; man muß an den Grundsätzen einer edeln und großherzigen Politik festhalten, durchaus nicht weichen, und die schwachmütigen, aber übrigens wohldenkenden Seelen ermutigen.“ Diese männliche Gesinnung war zugleich die einzige Weisheit.

Mit dem Friedensschluß kehrte Stein auf Betreiben des neuen österreichischen Staatskanzlers Metternich wieder nach Brünn zurück. Hier hatte Stein an dem korsischen Emigranten Pozzo di Borgo einen belebenden Umgang. Borgo hatte als Kind und Jüngling mit Napoleon Bonaparte in inniger Freundschaft gelebt. Seitdem Bonaparte sein Vaterland an Frankreich verraten hatte, haßte er ihn aus tiefster Seele. Auch er war wie Stein ein Geächteter, beide verband dieser glühende Haß gegen den Unterjocher ihrer Länder und das heiß erstrebte Ziel seines Sturzes.

Im Juni 1810 durfte Stein wieder nach Prag zurück. Hier blieb er bis zum Ende seines österreichischen Exils. In Prag wurde der berühmte Exulant von vielen Reisenden aufgesucht. Auch seine Schwester Marianne kam in seine Nähe zu Besuch. Die edle Frau war von Napoleon auf das roheste behandelt worden. Angeblich weil in ihrem Stifte Wallenstein eine Fahne für den aufständischen Hessen Dörnberg gestickt worden, wurde sie nach Paris geschleppt, und auf der Reise wie eine gemeine Ver-

brecherin behandelt. Endlich freigegeben, kehrte sie krank, ihrer Einkünfte beraubt, nach Deutschland zurück.

Österreich hatte Steins Rat verschmäht. Jetzt suchte ihn Preußen wieder. Am 6. Juni 1810 war Hardenberg Staatskanzler geworden. Die Finanznot des Staates heischte gründliche Maßregeln, vor allem: gleiche Belastung aller Klassen und Landesteile und die Durchführung der begonnenen Reformen. Und Hardenberg wagte persönlich, den Geächteten aufzusuchen. Er traf im tiefsten Geheimnis mit Stein zu Hermsdorf jenseits des Gebirgskamms in Böhmen zusammen, Mitte September 1810. Wenn auch nicht in allen Stücken, so war Stein doch im großen mit Hardenbergs Reformpolitik zufrieden. Später wurde sein Urteil über den von ihm so grundverschiedenen Staatsmann immer bitterer und auch ungerechter.

* * *

Im Sommer des Jahres 1810 war die Königin Luise in ihrem fünfunddreißigsten Jahre gestorben. Napoleon hatte sie mit dem Instinkt, der ihm seine gefährlichen Gegner zeigte, als die tapfere, vaterlandliebende Frau erkannt, die sie war, und sie mit berechneter Bosheit verfolgt. Ohne Zweifel hatte der Kummer über die Not und Schmach, die dem König, dem Lande und ihr selbst widerfuhren, an ihr gezehrt. Jenes Geschlecht empfand das frühe Hinscheiden der seltenen Frau als das Ende ihres Martyriums. Der Dichter, dem der Haß gegen die Unterdrücker wie keinem andern am Herzen nagte, Heinrich von Kleist, deutete mit leidenschaftlichen Worten auf ihre Seelengröße: „Wir sah'n dich Anmut endlos niederregnen, — Wie groß du warst, das ahneten wir nicht." Der Stachel der Rache ward den Herzen durch dieses tragische Opfer noch tiefer eingedrückt. Der König, mit

dessen „so reiner und sittlicher Seele“ Stein tief mitfühlte, war durch den Tod der Königin wie zermalmt, er vereinsamte und ward nur noch mehr in dem düstern Glauben bestärkt, daß ein unabwendbares Verhängnis ihn verfolge: „Wenn sie nicht mein wäre, so würde sie leben, aber weil sie meine Frau ist, stirbt sie,“ — so hatte er gerufen, als man ihn an ihrem Sterbelager zu trösten suchte.

* * *

Europa schwebte nach dem Zusammenbruch des österreichischen Freiheitskrieges, mit dem auch die herrliche Volkserhebung in Tirol gescheitert war, in der Gefahr, sich an die Knechtschaft zu gewöhnen. Verderbendrohende Ruhe breitete sich über die Gemüter aus. Und Napoleon tat alles, um die Deutschen zu verführen, moralisch zu verwirren, zu unterjochen. Er unterhielt in ganz Deutschland eine geheime Polizei, die sich wie ein Polyp durch die ganze Bevölkerung verbreitete. Ihr Hauptsitz war in Kassel. Sehr oft waren es Deutsche, die dem Tyrannen Schergendienste leisteten. Tausende von Familien wurden von Spionen und ihren Auftraggebern ruiniert, um sich an ihrem Gut zu bereichern. Die Polizisten und Douanenknechte insbesondere trugen ihren Schmutz und ihre Brutalität bis in die Häuser und Familien hinein. Mancher ehrliche Mann, der ein unvorsichtiges Wort hören ließ, wurde aufgegriffen und in die Magdeburger Kasematten gebracht. Über Schiffer und angebliche Schmuggler wurde auf zweifelhafte Denunziationen hin nach den französischen Blutgesetzen abgeurteilt, und über manchen, den der Hunger zum Schleichhandel getrieben, ward Brandmarkung, Zwangsarbeit oder Todesstrafe verhängt. Väter und Mütter mußten nicht selten ihre Söhne fürchten, die im Solde der Kasseler hohen Polizei standen. Es gab

schwarze Listen, deren Inhalt von den Aussagen von Dienstboten und Untergebenen gespeist wurden. Aber auch das geistige Leben stand unter französischer Zensurgewalt. Kein Buch durfte eher verkauft werden, als bis sein Titel an die französische Zensurbehörde in Paris eingesandt war, und jeder Buchhändler blieb verantwortlich für den Inhalt des Buchs, wenn darin etwas „gegen das Interesse der französischen Regierung enthalten war."

Ein großer Komet stand den Sommer 1811 über unheilverkündend am Himmel, bange Furcht wechselte mit fiebernder, ohnmächtiger Hoffnung. Gneisenau hat im Juni 1811 an Stein das verzweifelte Wort geschrieben: „Mit Schande werden wir untergehen; denn wir dürfen es uns nicht verhehlen: die Nation ist so schlecht als ihre Regierung." Und das Echo Steins lautet nicht heller: „Hätte die Nation nur die geringste Energie, so wären wir nicht so tief gesunken." Solche Stimmungen waren angesichts der trostlosen Lage begreiflich. Stein sehnte sich fort in eine Welt, wo er nicht den „Ekel erregenden Anblick der napoleonischen Tyrannei" zu ertragen hatte. Wohin? Nach England? Nach Amerika? Nach Rußland?

Die Entscheidung kam ihm und den Völkern von Napoleon. Das Kaiserreich rüstete wie noch nie zuvor gegen Rußland. Die Rheinbundfürsten mußten ihre Hilfstruppen auf Kriegsfuß setzen, die preußischen Festungen erhielten verstärkte Besatzungen, an der Unterelbe sammelte sich ein großes Heer. Durch Preußen hindurch, das war eine Selbstverständlichkeit, sollte der Herzstoß gegen Rußland geführt werden, die Todesstunde des Staates Friedrichs des Großen hatte geschlagen. Die Vernichtung Preußens war für Napoleon nur eine Frage der Zeit: vor oder nach dem russischen Krieg? Zar Alexander gab auf Friedrich Wilhelms schwer besorgte Vorstellun-

gen die Antwort, er wolle den Krieg auf russischem Boden beginnen. Damit gab er Preußen jeder Willkür preis.

Die Männer der Tat in Preußen schmiedeten indessen verzweifelte Pläne, Gneisenau allen voran durch die Glut seiner Seele, durch die Kühnheit seines Glaubens. Stein war in der Sache mit der Kriegspartei einig. Er wollte nur, daß man auf die Vollendung der russischen Rüstung warte. In einem seiner gewaltigsten Briefe, am 6. Oktober 1811, gerichtet an den englisch-hannoverschen Minister Grafen Münster, erhebt sich mitten aus der Pein untätiger Verbannung das erhabene Bild der mit Gefahr des Untergangs zu erkämpfenden Freiheit. Sein Blick geht in die Vergangenheit der großen deutschen Kaiser des zehnten bis dreizehnten Jahrhunderts zurück, „welche die deutsche Verfassung durch ihren Wink zusammenhielten und vielen fremden Völkern Gesetze gaben.“ Aber ach — die Fürsten Deutschlands sind entweder feige Flüchtlinge, taub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Untertanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Wer kann diesem Deutschland eine Verfassung geben, „auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet?“ Ist die Spaltung Deutschlands nach Religion, Sprache, Zivilisation, Temperament nicht unheilbar? Keinesfalls kann die Befreiung Deutschlands ohne Österreich geschehen, denn nur dieses kann Süddeutschland mitreißen. Aber das österreichische Heer ist zerrüttet. Und die nördlichen Deutschen? Stein glaubt in diesem Augenblick nicht an den Willen und die Kraft einer freiwilligen, überall zugleich ausbrechenden Erhebung. Dieses Volk muß zur Freiheit *gezwungen* werden! Man muß, wenn es unter dem Schutz einer Armee geschehen kann, „Volksbewaffnung, Bildung von Landwehrbataillonen, Rekrutenstellung *befehlen*, und den Adel mit Degradation, die

Beamten mit Totschießen, wenn sie Lauigkeit und Schlaffheit beweisen, bestrafen." Rußland muß mit einem großen, Preußen mit einem angemessenen Heere, England mit Geld helfen. „Mit Menschen, Waffen und Papier in Überfluß, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit, die jeder Gefahr trotzt, jedes Leiden duldet, und mit dem Schutz der Vorsehung wird es vielleicht gelingen, die schändlichen Sklavenfesseln zu zertrümmern." Vielleicht — oder aber ewiges Verderben!

Friedrich Wilhelm blieb diesmal im Recht, als er das tollkühne Wagnis einer vorzeitigen Erhebung verhinderte. Denn weder Rußland noch Österreich noch England halfen im Augenblick. Es blieb dem König nichts anderes übrig, als ein Bündnis mit dem Imperator zu suchen. Am 5. März 1812 unterschrieb er den Bündnisvertrag: Preußen stellte dem Bedränger die Hälfte seines Heeres, 20 000 Mann — der preußische Adler unter den napoleonischen der 27. Division der „Großen Armee"! Nun stand ganz Preußen offen, außer Oberschlesien und Breslau. Berlin wurde von den Franzosen besetzt, der König hauste in Potsdam, wo er nur ein paar hundert Mann Garde um sich hatte. Die Hoffnung auf Rettung war begraben. Gneisenau, Scharnhorst, Boyen, Chazot, Clausewitz und andere hervorragende Offiziere schieden aus der Armee. Stein beurteilte das Verhalten derer, die blieben, und derer, die gingen, gerecht: „befrage jeder sein Gewissen und folge dessen Eingebung."

Beide Herrscher, der des Westens und der des Ostens, gingen Ende April 1812 zu ihren Heeren: Alexander I. nach Wilna, Napoleon nach Dresden. Stein verlebte die furchtbaren Tage zu Prag, er war tief erschüttert. Er sah Preußen sein eigenes Grab graben, er sah Zeit und Kräfte zur Befreiung schwinden, die Besseren sich in schnödem, unerträglichem Mißtrauen aufzehren als Zu-

schauer des allgemeinen Elends und des Treibens der Schlechteren. Es läßt sich denken, wie Steins stolze Seele an den Mauern seines Kerkers sich wund stieß: es sei unerträglich, sich in diesem Müßiggang aufzuzehren, und die kurze Lebenszeit unbenutzt vorübergehen zu sehen, während das Rad des Schicksals sich unaufhaltsam über die Zeitgenossen hinwälzt. So schrieb er an den Grafen Münster in London und bat ihn um Verwendung im englischen Dienst, vielleicht bei der englischen Gesandtschaft im Hauptquartier des Zaren. Er verlangte nichts als Reisekosten, Diäten und Pässe — „ist der Krieg zu Ende, so kehre ich wieder hierher zurück. Möge er einen glücklichen Erfolg haben, oder ich mein Ende darin finden."

Als Stein so schrieb, war schon ein anderes Schreiben unterwegs, das ihn aus Kummer und Zweifeln erlöste und ihn zur Erfüllung des höchsten Zweckes seines Lebens aufrief. Noch ehe der Brief an Münster in London sein konnte, erhielt Stein ein Schreiben Alexanders I. Der russische Zar forderte den geächteten preußischen Staatsmann mit den Ausdrücken höchster Achtung auf, „zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleons erniedrigenden Despotismus zu triumphieren," und lud ihn inständig ein, ihm schriftlich oder mündlich seine Gedanken mitzuteilen.

Ungefähr zur gleichen Zeit brachen der Imperator und der Gegner, der in der Folge seinen Sturz bewirkte, nach Osten auf. Am 27. Mai verließ Stein sein Asyl zu Prag und reiste über Galizien nach Rußland. Am 29. Mai verließ Napoleon Dresden und begab sich zur Großen Armee.

An der Spitze zweier feindlich geschiedenen geistigen Welten standen beide größten Männer der Zeit. Man ermißt die Größe des einen, wenn man ins Auge faßt, was

Ernst Moritz Arndt von ihm sagt: „Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn. Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Stirn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängnis der eigenen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück! — Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältnis Europas hat er keine Idee... Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem solchen Mann nicht kommen."

Die Gewalt und ihre Halbschwester, die Tücke, waren die bevorzugtesten Mittel seiner Herrschaft. Wie er in der Schlacht den unwiderstehlichen Stoß gegen die Front, den kürzesten Weg liebte, so auch in der Politik die brutale Gewalt. Die Lüge galt ihm so viel wie die Wahrheit. „Der Schatten des Riesen war der Despotismus. Zwar hat man den Schatten leugnen, Napoleon gleichsam zu einem ungeheuren Peter Schlemihl machen wollen. Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm ersättigt hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach der Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen; man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war." Aber nein — der Despotismus war die natürliche Frucht der Revolution und Napoleon ihr rechtmäßiger Erbe. In dem Zeitpunkt, da er das Schicksal in Asien herausforderte, war der moralische und politische Zustand Europas, das er mit Worten zu beglücken nicht müde wurde, erbärmlich: „alles war unsicher, entartet,

vereitelt, das meiste auch käuflich — bis auf die Erlaubnisscheine zum Schmuggel — die Schmeichelei hatte sich an die Stelle der Gesinnung gedrängt, den Schwachen war wohl, den Starken und Guten übel zumute, und das alles rührte von dem einzigen her, der nichts an seinem Platz gelassen hatte.“ Die Zeit hat einen Despoten gebraucht, und als er sein Werk getan hatte, zerbrach er an der Freiheit.

Der Freiherr vom Stein war das Widerspiel des Imperators. Sein Genie, sein unbeugsamer Wille, die unerschöpflichen Hilfsquellen seiner erhabenen Seele heben auch ihn auf die Stufe der großen Völkerführer. Was ihn am schärfsten von dem Despoten schied, das war der Glaube an die sittlichen Mächte in der Menschenbrust, die für Napoleon nicht vorhanden waren. Stein hat an dem Allbewunderten am klarsten den Zug der Gemeinheit gesehen, der sein Antlitz entstellte. In ihm war ein unauslöschlicher Widerwille gegen die Roheit, mit der Napoleon seine niedergeschlagenen Opfer hin und her wälzte, beschimpfte und besudelte, mit der er Frauen schmähte, die gegen ihn gewirkt hatten. Stein erwartete die Rettung von der sittlichen und religiösen Erneuerung, von der Erhebung der Völker aus dem Sumpfe bodenloser Selbstsucht, deren gigantisches Beispiel der Imperator war. Stein bekämpfte die unumschränkte Gewalt im eigenen Vaterlande, zu einer Zeit, da Napoleon sie in Europa für sich wiederhergestellt hatte. Stein wollte die Nation, wo Napoleon den despotischen Weltstaat wollte, Stein schuf den freien Bauern und Bürger, wo Napoleon ihn vernichtete, Stein forderte die Selbsttätigkeit, wo Napoleon sklavischen Mechanismus übte, Stein ging so weit zu glauben, daß arme Leineweber, wenn sie nur frei sein wollten, nicht zu zittern hätten vor den Adlern und Legionen des Imperators. Was die meisten der Zeitgenossen

6*

Ernst Moritz Arndt von ihm sagt: „Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn. Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Stirn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängnis der eigenen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück! — Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältnis Europas hat er keine Idee... Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem solchen Mann nicht kommen."

Die Gewalt und ihre Halbschwester, die Tücke, waren die bevorzugtesten Mittel seiner Herrschaft. Wie er in der Schlacht den unwiderstehlichen Stoß gegen die Front, den kürzesten Weg liebte, so auch in der Politik die brutale Gewalt. Die Lüge galt ihm so viel wie die Wahrheit. „Der Schatten des Riesen war der Despotismus. Zwar hat man den Schatten leugnen, Napoleon gleichsam zu einem ungeheuren Peter Schlemihl machen wollen. Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm ersättigt hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach der Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen; man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war." Aber nein — der Despotismus war die natürliche Frucht der Revolution und Napoleon ihr rechtmäßiger Erbe. In dem Zeitpunkt, da er das Schicksal in Asien herausforderte, war der moralische und politische Zustand Europas, das er mit Worten zu beglücken nicht müde wurde, erbärmlich: „alles war unsicher, entartet,

vereitelt, das meiste auch käuflich — bis auf die Erlaubnisscheine zum Schmuggel — die Schmeichelei hatte sich an die Stelle der Gesinnung gedrängt, den Schwachen war wohl, den Starken und Guten übel zumute, und das alles rührte von dem einzigen her, der nichts an seinem Platz gelassen hatte." Die Zeit hat einen Despoten gebraucht, und als er sein Werk getan hatte, zerbrach er an der Freiheit.

Der Freiherr vom Stein war das Widerspiel des Imperators. Sein Genie, sein unbeugsamer Wille, die unerschöpflichen Hilfsquellen seiner erhabenen Seele heben auch ihn auf die Stufe der großen Völkerführer. Was ihn am schärfsten von dem Despoten schied, das war der Glaube an die sittlichen Mächte in der Menschenbrust, die für Napoleon nicht vorhanden waren. Stein hat an dem Allbewunderten am klarsten den Zug der Gemeinheit gesehen, der sein Antlitz entstellte. In ihm war ein unauslöschlicher Widerwille gegen die Roheit, mit der Napoleon seine niedergeschlagenen Opfer hin und her wälzte, beschimpfte und besudelte, mit der er Frauen schmähte, die gegen ihn gewirkt hatten. Stein erwartete die Rettung von der sittlichen und religiösen Erneuerung, von der Erhebung der Völker aus dem Sumpfe bodenloser Selbstsucht, deren gigantisches Beispiel der Imperator war. Stein bekämpfte die unumschränkte Gewalt im eigenen Vaterlande, zu einer Zeit, da Napoleon sie in Europa für sich wiederhergestellt hatte. Stein wollte die Nation, wo Napoleon den despotischen Weltstaat wollte, Stein schuf den freien Bauern und Bürger, wo Napoleon ihn vernichtete, Stein forderte die Selbsttätigkeit, wo Napoleon sklavischen Mechanismus übte, Stein ging so weit zu glauben, daß arme Leineweber, wenn sie nur frei sein wollten, nicht zu zittern hätten vor den Adlern und Legionen des Imperators. Was die meisten der Zeitgenossen

6*

lähmte: die Menschenfurcht — hat er nicht gekannt. Womit Napoleon herrschte, dem „Geist der Zeit", dem stemmte Stein seine ganze mächtige Energie entgegen. Wo andere „finassierten", kalkulierten, kleinklug rechneten, da ging Stein mit einfachen großgedachten Mitteln gerade durch. Während das böseste Tier, wie es die Fabel nennt, die Schmeichelei, die Schmeichler und den Geschmeichelten umnebelte, zerriß Steins unerhörter Freimut gegen den großen und die kleinen Herrn der Erde, wo er den Mund auftat, dieses giftige Gewölk. Die Diener, Vasallen, Trabanten Napoleons hingen an ihm wie an dem Schicksal, das den fruchtbaren Regen, aber auch den tödlichen Blitz sendet. Und als sein Stern sank, da ließen sie ihn, der sie groß gemacht hatte, allein. Zu Stein sahen die Besten im deutschen Volke, ja in allen unterdrückten Völkern empor wie zu einem wahren Manne, einem Führer, der unbewegt am Steuer stand und das Schiff durch die Brandung steuerte, bis es die hohe See gewann. Als er stürzte, folgten ihm Liebe und Verehrung in die Verbannung, und als er sich nach vollbrachtem schwerem Lebenswerk zurückzog, beugten sich nur alle die nicht vor seiner reinen Größe, die er als tätig Wirkender hatte bekämpfen und demütigen müssen. Stein knüpfte sein und seines Volkes Schicksal mit der Kraft eines männlichen Glaubens an den göttlichen Willen, den Bürgen der sittlichen Ordnung der Menschenwelt. Das gab ihm, der als ein einzelner Mann in den ungleichen Kampf mit dem furchtbaren Feinde zog, auch in den gefährlichsten Lagen unbedingten Halt und Stand.

Zwei Welten traten in den Entscheidungskampf: hier die unter den Willen des Alleinherrschers und Feldherrn gezwungene, in gewaltige Heeressäulen geformte europäische Masse auf dem Marsche zur Welteroberung, dort die russisch-orientalische Welt, schwer zu organisieren und

zu bewegen, aber, auf ihrem heiligen Boden bedroht, zu jedem Opfer zu entflammen, durch Glauben und Schicksal sich als Volk fühlend, im Beharren und Dulden größer als im Angreifen und Handeln, — mit ihr aber die unterirdisch grollende, gärende deutsche Welt, jetzt noch unter der Faust des Imperators, aber bald entzündet durch das Feuer des unermüdlichen, kühnen Geistes des deutschen Staatsmannes, der die „Befreiung Deutschlands durch Deutsche", zunächst unter den Fahnen Rußlands, mit aller Kraft seines ungestümen Herzens *wollte*.

* * *

Steins Reiseweg führte durch das russische Heer. Rußland hatte im ganzen etwa 140 000 Mann aufgestellt, die Heeresmacht Napoleons betrug das Dreifache. Am 12. Juni 1812 kam Stein im Hauptquartier zu Wilna an. Nach seinen Wünschen gefragt, eröffnete er dem Zaren, daß seine Absicht nicht sei, in russische Dienste zu treten, sondern nur teilzunehmen an der Förderung der deutschen Angelegenheiten. Dieser kluge Entschluß sicherte ihm seine Unabhängigkeit und bewahrte ihn vor dem Argwohn der Russen.

Der Zar Alexander I. stand im 35. Lebensjahr. Von der großen Katharina hatte er die Herrschaftspläne über den Orient geerbt, seine Erziehung aber durch den Schweizer Laharpe hatte ihn mit den Gedanken des Westens vertraut gemacht, mit der neuen Freiheit, mit dem Recht der Nationen. Im Wege solcher Gedanken lag die Freiheit und Unabhängigkeit auch des polnischen Staates, der durch Österreich, Rußland, Preußen zertrennt war. Von Natur ein weicher, zur Schwärmerei geneigter, übrigens wohlwollender Charakter, schwankte er sein Leben lang zwischen dem überkommenen orientalisch gearteten Grundwesen seines Reiches und der erlernten

westlichen Gedankenwelt. Zum Krieg gegen Napoleon war er durch diesen selbst getrieben worden. Napoleons Politik trat ihm in der Türkei entgegen und in Polen, das er in französische Abhängigkeit brachte. Persönlich war der Zar verletzt durch die Mißhandlung des ihm verwandten Herzogs von Oldenburg, den Napoleon vom Thron jagte, endlich zerrüttete die Handelssperre gegen England die russische Wirtschaft. Zar Alexander wußte auch, wie roh prahlerisch Napoleon im Frühjahr 1811 vor dem Handelsstand Frankreichs gegen Rußland gedroht hatte: „Ich habe 200 Millionen bar, hier unter Ihnen; ich bin ein Elefant; ich werde stets Krieg führen; ich werde England im nächsten Krieg unterwerfen." Alexander wußte durch den schwedischen Kronprinzen Bernadotte, Napoleons intimsten Feind, von dem ungeheuren Plan des Imperators, Rußland zu seinem Werkzeug im Kampf mit England zu machen. Napoleon wollte das Zarenreich zu einem gemeinschaftlichen Krieg gegen die Türken zwingen, die Türken aus Europa jagen, sich in Konstantinopel festsetzen, Kleinasien und Persien erobern, von Ispahan aus den Zug nach Ostindien vorbereiten, durch Eroberung Asiens England ruinieren. Abenteuerliche Pläne, alle Wirklichkeit überfliegend.

Kaiser Alexander war für sich allein der weltgeschichtlichen Aufgabe nicht gewachsen. Ihm fehlte die Geisteskraft, die Beharrlichkeit vor Hindernissen, die Tatkraft, andere nach seinem Willen zu zwingen. Es ist deshalb ruhmvoll für ihn, daß er am nämlichen Tage, an dem er sein Ultimatum nach Paris schickte, den Freiherrn vom Stein als Bundesgenossen in dem bevorstehenden Entscheidungskampf zu sich rief.

Die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands behandelte der Kanzler Rumianzoff, ein schwachköpfiger, geschwätziger, eitler Hofmann, den der Zar im Jahre 1807

gewählt hatte, weil Rumianzoff ein Verehrer Napoleons war und dem neuen Verhältnis zu Frankreich willenlos diente. Redensarten wie diese: „man muß Napoleon zum Schielen bringen," das heißt auf Nebendinge ablenken, oder: „das Zahnen des Königs von Rom (seines eben geborenen Sohnes) werde den Kaiser Napoleon von Dresden nach Paris zurückrufen" — machten den Schatz der Weisheit des russischen Kanzlers aus. Auch an einem großen General fehlte es. Erst nach langem Schwanken und manchen Rückschlägen wurde der ursprünglich von Scharnhorst ausgegangene Plan: Napoleon müsse an der Ausdehnung des russischen Reiches zugrunde gehen, der russischen Kriegführung zugrunde gelegt.

Stein fiel die selbstgewählte Aufgabe zu, Deutschland für den Krieg zu gewinnen. Er schildert dem Zaren in einer Denkschrift Deutschlands unglückliche Lage und erforscht die Mittel, der Unterdrückung Hindernisse zu schaffen und in der Folge einen geraden und offenen Widerstand dagegen zu erwecken. Von Arndts zündender Schrift „Geist der Zeit" soll der zweite Teil durch den Schleichhandel in Deutschland verbreitet werden. Dazu war geeignet der treffliche Staatsrat Justus Gruner, der in Prag zurückgeblieben war, um die französischen Streitkräfte zu beobachten und Verbindungen in deren Rücken anzuknüpfen. Gruner sollte heimlich, auf russische Kosten, eine Zeitung drucken. Um die Unternehmungen des Feindes zu erschweren, sollen die französischen Kuriere auf dem Weg durch Preußen abgefangen, die im französischen Heere dienenden fremden Truppen, vor allem die Westfalen, Tiroler, Illyrier sollen zum Abfall verführt werden. Die Abgesprengten treten dann unter die Führung ausgezeichneter Offiziere wie Gneisenau, Chasot. Nichts ist vergessen, was dem Endzweck, Zerbrechung des fremden Jochs, dienen kann.

Der Zar gab seinen uneingeschränkten Beifall auch den näher ausgeführten Instruktionen. Zu diesen gehört auch die Instruktion an Gruner, für E. M. Arndt Pässe zu besorgen, und ein Aufruf an die Deutschen, der den festen Willen des Zaren ankündigt, Deutschland zu befreien. Diesen Aufruf hat dann Stein entworfen, und der russische Oberfeldherr Barclay de Tolly durch die kommandierenden Generale, die Vorposten, geheime Unterhändler, Schmuggler, Juden, Polizeibeamte den gegenüberstehenden deutschen Truppen beigebracht. Der Aufruf nennt „Die Deutsche Legion", und bietet allen auswandernden braven deutschen Offizieren und Soldaten in ihr eine Anstellung. Zu den Aufgaben des vom Zaren genehmigten „Deutschen Komitees" gehörte vor allem auch die Aufstellung dieser Legion. Stein war das Haupt und die Seele des Komitees. Er schlug die durchgreifenden Maßregeln vor und unterhielt einen eigenhändigen Briefwechsel mit Prag und London.

Viel Freude haben er und die Deutschen an der Legion nicht erlebt. Die Russen behandelten die deutschen Gefangenen und Überläufer schlecht, viele Hunderte verdarben elend am Wege: Opfer der Märsche, der Kälte, des Hungers. Im ganzen konnten im Winterfeldzug 1813 etwa 6000 Mann unter preußischem Befehl den Freiheitskampf mitmachen. Wichtiger war es fast, daß in dem preußischen Korps, das bald unter das Kommando des Generals von York kam, Steins Gesinnung verbreitet wurde, daß das Vaterland da ist, wo sich die Ehre und Unabhängigkeit findet.

Noch erwartete das russische Hauptheer die französische Armee im befestigten Lager zu Drissa, wo auch das Hauptquartier, und bei ihm Stein weilte. Doch war diese Stellung durch Napoleons geschickte Trennung der russischen Heere unhaltbar geworden. Schon sprach ein Groß-

fürst vom Frieden. Der Zar aber befahl den langsamen Rückzug ins Innere, nach Moskau. Er selbst verließ das Heer und begab sich gleichfalls in die alte Hauptstadt, um von dort aus das Volk zum Widerstand zu entflammen. Stein folgte ihm und kam am 24. Juli, an dem Tage, da Wellington die Franzosen bei Salamanca schlug, in Moskau an. Dort ward er Zeuge der großartigen Kundgebungen des russischen Adels und Volkes für den Krieg gegen den glaubensfremden Eroberer. Und doch überfiel ihn, angesichts der Birken- und Kiefernwälder der russischen Ebene, die Erinnerung und die Sehnsucht nach der Heimat, ihrer bewegten Landschaft, ihren Wäldern, ihrer milden, weichen Luft. Er empfand die Einsamkeit inmitten des großen Haufens in dieser seltsamen, fremden Welt.

Am 31. Juli reiste der Zar nach St. Petersburg, Stein folgte am 2. August, am 9. traf er dort ein.

* * *

Endlich hatten sich die russischen Heere bei Smolensk, am Eingangstor ins alte heilige Rußland, vereinigt. Um dessen Besitz wurde vom 15. bis 18. August blutig gekämpft. Die Russen, nun unter Kutusow, zogen sich auf Moskau zurück. Der Volkskrieg begann. Verbrannte Dörfer und Städte bezeichneten die russische Rückzugsstraße. Die Bevölkerung flüchtete in die Wälder und führte den Heckenkrieg. Immer tiefer drang Napoleon, dessen Heer schon vor Smolensk 100 000 Mann und 80 000 Pferde eingebüßt hatte, in das Herz des Landes ein. In St. Petersburg harrte man gespannt auf die Nachricht von einem entscheidenden Sieg zur Verteidigung des Reichs.

Am 16. August war Ernst Moritz Arndt in St. Peters-

burg angekommen, auf dem Umweg über Moskau. Nach Steins Vorschlag wurde Arndt sogleich mit Nutzen gebraucht, um Schriften und Lieder abzufassen und so auf die Deutschen zu wirken. Er wurde förmlich bei der Deutschen Legion angestellt. Arndts kerniger Charakter, seine Frische und Reinheit verschafften ihm rasch die Achtung, ja die Freundschaft des Freiherrn. Sie hielt vor bis zu Steins Tode. Und Arndt hat seinem großen Freunde mehr als ein Denkmal der Verehrung und Liebe gesetzt.

Zunächst schrieb er den „Katechismus für den deutschen Kriegsmann" — packend, volkstümlich, von biblischer Kraft und Schwung. Der Katechismus wurde in St. Petersburg gedruckt, zum Heer geschickt und später vieltausendfach verbreitet.

Der Vorposten in Böhmen, Justus Gruner, wurde das Opfer der französischen Partei in Preußen und der österreichischen Politik. Auf Betreiben der preußischen Polizei wurde Gruner im September 1812 zu Prag verhaftet und auf die Feste Munkatsch gebracht. Metternich warnte den französischen Gesandten in Wien vor Preußen. Das war ein vorläufiger Beitrag des österreichischen Staatsmannes zur Befreiung Deutschlands. Zar Alexander forderte Gruner als seinen Beamten zurück. Aber erst nach einigen Monaten, als eine Warnung vor Preußen überflüssig geworden war, gab Metternich den tapferen Mann heraus.

Arndt schildert „seinen Freiherrn", wie er in jener Zeit erschien, folgendermaßen:

„Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten Schultern, Beine und Schenkel wohlgerundet, die Füße mit scharfem Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht,

dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruht ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eselsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle; seine Nase eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war. Die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, schauten aus braunen Augen die Welt an, mit dem Unterschiede, daß das Goethesche Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Aug' Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitere Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwinds, der reinfegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

— Er erschien mir oft so, daß er schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich. Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede: festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und in zornigem Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. Gradaus! und gradddurch! war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes, freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann, durch die jammervollen Geschicke seines Volks seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und *ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend*, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der Erste und Oberste."

* * *

Napoleon marschierte auf Moskau. Bei Borodino, im Westen der Hauptstadt, stellte sich ihm Kutusow am 7. September. Die Russen fochten mit heroischer Tapferkeit, und die Franzosen hatten furchtbare Verluste. Es war die

blutigste Schlacht dieses Krieges. „Hier war auch nicht ein Fußbreit Erde, worauf ein Feiger sich bergen möchte.“ Kutusow schrieb sich den Sieg zu. Aber nicht lange währte die Siegesfreude, — da kam die Nachricht vom Einzug Napoleons in Moskau und vom Brande der Stadt. 250 000 Einwohner hatten Moskau verlassen, dann ward die Stadt vom Gouverneur, dem Grafen Rostopschin, in Brand gesteckt. Napoleon saß in dem altehrwürdigen Kreml gleich einem Tyrannen der alten Geschichte, von seinen Leibwachen umlagert und die Tore der Burg mit geladenen Kanonen besetzt. So sah er düster und ergrimmt in die Flammen. Rostopschins Aufruf an die Russen atmet fanatischen Haß und Rache. Wie den Spaniern ihre Priester Napoleon malten als den Apollyon, den Verderber, den Beherrscher der Tiefe, der Christus und seine Kirche, Gott und die Heiligen lästert, so schildert ihn Rostopschin, wie er die Tempel Gottes plündere, die Altäre, die heiligen Gefäße entweihe, Meßgewänder statt der Pferdedecken benutze, die Rahmen und Kränze von den Heiligenbildern reiße und die Kirchen zu Pferdeställen mache. „Vertilgt das ausländische Ungeziefer und übergebet die Leichname den Wölfen und Raben!“

Nicht so dachten und fühlten die St. Petersburger Kreise. Jetzt aber zeigte es sich, was ein Mann, ein Charakter unter haltlosen Menschen und Massen ist und vermag. Während die Kaiserin-Mutter, Großfürst Konstantin, Kanzler Rumianzoff, die Schwachen und Eigensüchtigen in ihrem Gefolge und das Petersburger Publikum laut nach Frieden riefen und Haß und Argwohn gegen die Fremden säten, stand unerschüttert, ja freudig und schicksalstrotzig der Freiherr vom Stein. Er trug das Haupt höher denn je. Sein Charakter war eine öffentliche Macht. In den Palästen der Großen strömte er das Feuer seiner Brust in die Erkaltenden, belebte die Wohl-

meinenden, stärkte die Zweifler, schlug die Feiglinge und Verräter mit dem Blitz seines Auges und dem Zorn seiner Rede. Stein blieb dauernd im Vertrauen des Zaren. Er legte ihm eine Denkschrift über Deutschlands zukünftige Verfassung vor, und wenn Alexander in Berlin seinen Entschluß kundgab, Preußen und Österreich zum alten Rang zu erheben, und sich lieber unter den Trümmern seines Reiches begraben zu lassen, als mit dem neuen Attila Frieden zu machen, so war Stein die Wand gewesen, an die sich der Kaiser gelehnt hatte; sein Wort, sein Geist, sein Glaube hoben den Zaren über sich selbst hinaus.

Als die Nachricht vom Moskauer Brand in Petersburg eintraf, saß Stein mit Arndt und einigen Deutschen an der Tafel. „Nie habe ich ihn herrlicher gesehen," erzählt Arndt. „Da ließ er frisch einschenken und sprach: Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei-, viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu verwerfen. Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein!" Und dem Mute ward sein Recht. Das Verhängnis ereilte den Imperator. Seine Armee war von 300 000 Mann auf 90 000 Mann zusammengeschmolzen, seine Pferde waren zugrunde gerichtet. Rings um ihn brandete ein Volk, zu wütender Rache empört. Seine Friedensangebote blieben unbeachtet. Da gab er am 18. Oktober den Befehl zum Rückzug.

Am 29. Oktober stand die „Große Armee" wieder auf ihrem alten Leidensweg. Die Disziplin war gelockert. Zuerst kam Regen, dann Schnee, dann bitterer Frost. Kosaken umschwärmten die einzige gangbare Heerstraße. Napoleon malte in seinen Armeebefehlen rosig: „Die Sonne scheint, und wir haben die schönen Reisetage von Fontainebleau." Schöne Reisetage! Unter dem grauschwarzen ehernen Winterhimmel, aus dessen tiefhängenden Wolken Schnee unendlich niedersank, überflogen von hungrigen

Krähenschwärmen, schlecht gekleidet, ausgemergelt von Hunger und Frost, vorbei an den Tausenden von Opfern der Schlacht von Smolensk, die der Schnee begraben hatte, ohne Befehle, in kleinen Trupps, aufgeschreckt von verfolgenden Kosaken, — so zog die „Große Armee" ihre Todesstraße. Grimm und Verzweiflung griffen um sich, viele gaben sich selbst den Tod. Was half es, daß französische Zeitungen humoristische Schilderungen der Pelze gaben, in die die Soldaten sich hüllten, „ohne daß die Pelze die letzte Zurichtung erhalten hatten"? Daß sie über die mangelnde Eleganz scherzten und betonten, die Wärme sei die Hauptsache. Verzweifelte, vergebliche Lügen. Manche Faust ballte sich hinter dem Schlitten des fliehenden Imperators, der sein Heer verließ, wie er es in Ägypten verlassen hatte. Mit 11 000 Mann stand Napoleon am 26. November an der Beresina. Noch einmal glänzten die kriegerischen Tugenden seines alten Heeres auf. Er erzwang den Übergang. Am 3. Dezember aber teilte er in dem 29. Bulletin der Großen Armee mit dürren Worten die furchtbare Katastrophe mit. Die unüberwindliche Infanterie mit der alten Garde, die stolze Kavallerie war nicht mehr: 4 Schwadronen, aus je 150 Offizieren gebildet, waren der Rest. Aber: „Die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser."

In Wilna waren noch 4000 Mann geschlossene Truppen übrig, beim Übergang über den Njemen noch 1600 Mann Bewaffnete. Tot oder gefangen waren in Rußland zurückgeblieben: 552 000 Menschen, 167 000 Pferde. Die ganze Artillerie war bis auf 150 Geschütze von 1372 verlorengegangen. Durch Polen und Deutschland eilte Napoleon nach Paris. Am 13. Dezember traf er nachts in der Hauptstadt ein.

* * *

„Die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gaskogner von Deutschland." So hatte einst Napoleon gehöhnt. Zwar erhielt die Großmut des Königs und die Langmut der Bevölkerung dem Imperator seine geretteten Generale und Offiziere, das Gerüst neuer Heere. Friedrich Wilhelm erwiderte, als ihn ein Flügeladjutant um ein Kavallerieregiment bat, die Marschälle, Generale und Stabsoffiziere einzufangen: „Für Sie wäre das ganz schön, für mich aber malhonnête." Aber es bedurfte nur eines Winkes, und das Volk stand in Flammen, denn allzu sichtbar hatte nach seinem tieferen Glauben Gott den Gewaltigen gezeichnet. Ein deutscher Primaner gab damals diesem Glauben den schlagendsten Ausdruck in dem Lied: „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen." Das verachtete Preußen war bald unter seinen entschlossenen Führern der eiserne Kern der Völkerheere, die, freilich nach langem Zaudern und Zagen der Fürsten, der Freiheit eine Gasse brachen. Und der Freiherr vom Stein war es, der die Netze der Diplomatie zerriß, der den russischen Kaiser zur Befreiung Deutschlands und Europas hinriß. Nun war die Stunde gekommen, die er in langen Tagen und Jahren so heiß ersehnt hatte.

Als die Nachricht von der Räumung Moskaus und dem Rückzug Napoleons in St. Petersburg eintraf, war Stein Gast an der Hoftafel. Die Kaiserin-Mutter, die eben erst noch auf Frieden gedrungen hatte, nahm das Wort und sprach zum Schluß: „Wenn jetzt noch e i n französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein." Bei diesen Worten sah man Stein im Gesicht rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und also erwidern: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues,

tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. „Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: Hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen." Die Kaiserin, anfangs bestürzt durch diese Worte, faßte sich bald und erwiderte: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion."

Er hatte recht. Und leider behielt er recht, denn es wurden, anstatt daß nun die deutschen Fürsten ihre Sache zu der Sache des Volks gemacht hätten, das nach Vergeltung und Unabhängigkeit lechzte, durch ihre Schuld Ströme deutschen Blutes durch Deutsche vergossen. Ja, es bedurfte der größten Anstrengungen, um selbst den König von Preußen, der doch eben erst dem sicheren Verderben entronnen war, in den Befreiungskampf hineinzudrängen.

Aber auch Rußland stand in einer Krisis. Die Verfolgung der französischen Armee war eine Leistung ohne Beispiel, sie hat aber auch die russischen Kräfte derart geschwächt, daß von der in der Stärke von 110 000 Mann abmarschierten Hauptarmee nur 40 000 Mann in Wilna ankamen. Nach einem schweren Feldzug zwischen Schnee und Eis war sie in fünfzig Tagen dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit gefolgt — auf verwüsteter Hauptstraße, auf verschneiten Nebenwegen, bei schwierigster Verpflegung. Kutusow, ihr Feldherr, das ganze Heer, der Kanzler Rumianzoff waren für den Frieden. Wenn aber jetzt Napoleon Frieden bekam, wenn die russische Macht an

den Grenzen Polens oder Preußens haltmachte, dann waren zehn Jahre der Erwartung, der Arbeit, der Opfer vergeblich, dann war Deutschland verloren.

Stein wandte sich in dieser höchsten Not an den Kaiser Alexander. An demselben Tage, an dem Kutusow die Marschälle Davoust und Ney bei Krasnoi schlug und Napoleon sagte: „Ich bin lange genug Kaiser gewesen, es ist Zeit, daß ich wieder General werde," — am 17. November 1812 überreichte Stein dem Zaren eine Denkschrift, deren Erfolg ein weltgeschichtliches Ereignis wurde. Stein beschwor den russischen Kaiser, Napoleon die Streitkräfte Deutschlands zu entreißen und es mit sich zu verbinden, Deutschlands Gärung zu befördern, Preußen zu befreien. Diese Tat werde ihn zum Retter Europas, zum Wohltäter des jetzigen Menschengeschlechts machen. Stein wagte es sogar, den Zaren in stürmischen Worten um die Entfernung des Kanzlers Rumianzoff zu bitten. Und Kaiser Alexander folgte Steins kühnem, mächtigem Wort der Überredung. Er begab sich am 18. Dezember zur Armee. Stein nahm er nicht mit. In St. Petersburg brannte aber dem Freiherrn der Boden unter den Füßen. Er bat den Zaren, ihm seinen Wirkungskreis für die preußischen Angelegenheiten zu bestimmen und ihm die nötigen Vollmachten zu erteilen, und zwar ihm allein, ohne Zwischenpersonen. Alexander stimmte zu.

In welchem Geiste Stein seine Sendung auffaßte, zeigt ein Wort, das er in jener Zeit an den Grafen Münster schrieb: „Ich habe nur e i n Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und

stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen. Mein Glaubensbekenntnis ist E i n h e i t."

In St. Petersburg hinterließ Stein das Andenken des großen Menschen. „Ich habe," sagt ein Schweizer, „hier einen Mann wiedergefunden, der im Vergleich mit allen andern, Russen sowohl wie Fremden, ein Riese ist." Und ein russischer Großer setzte ihm in seinem Garten ein Denkmal mit der Inschrift: „Patriae columen, amicorum decus." „Säule des Vaterlandes, Zier der Freunde."

Am Abend des 5. Januar 1813 verließ Stein St. Petersburg — es läuteten eben alle Türme der Stadt die Abendbetstunde ein. Neben ihm im Schlitten saß Arndt.

Auf dem Wege nach Westen sahen die beiden Reisenden den ganzen Jammer des deutschen Schicksals. „Wir gelangten nun bald," erzählt Arndt, „auf die große Straße, welche das fliehende französische Heer gezogen war; man konnte sie wohl ein Leichenfeld des Krieges nennen. Schon waren uns Bauernschlitten in Menge begegnet, auf welchen kranke und marode, gefangene deutsche Jünglinge, aus welchen die Legion rekrutiert werden sollte, gegen Norden geführt wurden; hinter den Schlitten her gingen, die noch gehen konnten; einige Dutzend Kosaken mit gezückten Peitschen geleiteten und trieben die Unglücklichen. Ach! die meisten von ihnen, bleich, hager und hohläugig, trugen den Tod, dem sie bald erliegen sollten, in allen ihren Zügen." Hier sah Stein die Blutschuld deutscher Fürsten leibhaftig vor Augen, und er hat diese Szenen nicht vergessen. Zu Pleskow am Peipussee fand Stein mit Arndt den General Chasot von der Deutschen Legion, einen lieben Freund, tödlich am Typhus erkrankt daniederliegend. Als Stein am Sterbelager des Tapfern gewarnt wurde, ihn zu berühren, rief er aus: „Ei was, Lebensgefahr! Wir stehen immer zwischen

7*

Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen!" — und küßte ihn auf die erkaltende Stirne.

Am 16. Januar war er an der Seite des Zaren in Suwalki.

Inzwischen geschah, während Stein noch in St. Petersburg weilte, begierig, dem Zaren nach Westen zu folgen, nahe der Grenze eine heroische Tat, die wie der erste Blitz und Donnerschlag die Beklommenheit eines unerträglichen Druckes löst und den Gewittersturm ankündigte.

Der französische Marschall Macdonald zog sich vor den verfolgenden Russen gegen Memel. Der russische Generalquartiermeister Diebitsch, ein gebürtiger Preuße, stieß auf das Macdonald unterstellte preußische Hilfskorps, das unter dem Befehl des Generals von Yorck stand. Diebitsch schob sich zwischen die Preußen und die Franzosen. Yorck hätte sich mit den Russen schlagen müssen. Da leitete Diebitsch Verhandlungen ein. Yorck kämpfte einen schweren Gewissenskampf. Als der russische Oberbefehlshaber Kutusow in einem öffentlichen Aufruf die deutschen Völker einlud, sich der russischen Macht anzuschließen und insbesondere Preußens Wiederherstellung versprach, und als vollends dem General Yorck die bündige Versicherung des Zaren wurde, daß dieser die Waffen nicht niederlegen werde, bis Preußen wiederaufgerichtet sei, — da tat Yorck, nun auch erst durch Diebitsch vom Untergang der „Großen Armee" unterrichtet, den entscheidenden Schritt, der dem König von Preußen ein Heer rettete und dem schmachtenden Volke ein Signal der Befreiung gab. In der Mühle von Poscherun bei Tauroggen schloß Yorck am 30. Dezember 1812 mit Diebitsch einen Vertrag ab, die „Konvention von Tauroggen", kraft deren das preußische Korps neutral erklärt wurde. Dem König machte er von seiner eigenmächtigen Tat sofort Mitteilung. Sein letztes Schreiben an den König schloß

mit den Worten: „Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch E. M., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken soll, oder ob es die politischen Verhältnisse erheischen, daß E. M. mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre E. K. M., daß ich ebenso ruhig auf dem Sandhaufen, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten würde." Ostpreußen, das war die erste Folge von Yorcks Tat, wurde frei. Die Antwort Napoleons war der Befehl zur Aushebung von 350 000 Rekruten in Frankreich.

* * *

Der König von Preußen war zu Potsdam in der Gewalt der Franzosen. Seine Lage war gefährlich. Er mußte Napoleon hinzuhalten versuchen, verleugnete Yorcks Tat, setzte den widerspenstigen General ab und befahl seine Verhaftung.

All das geschah, während Stein noch in Petersburg und dann auf der Reise nach Westen beim Hauptquartier des Zaren war. Am selben Tage, an dem Friedrich Wilhelm sich von Yorck lossagte, am 19. Januar, passierte Stein die preußische Grenzstadt Lyck im Gefolge des Zaren. Niemand wußte, was zu tun sei. Das tief aufgeregte Land hatte keinen entschlossenen politischen Führer, der die Spannung löste, auch das russische Kabinett war ratlos. Jeder verlorene Augenblick aber war ein Raub an Deutschlands Zukunft. Darum bewog Stein den Zaren, ihn zur persönlichen Beschließung mit Yorck und den preußischen Behörden zu bevollmächtigen. Am 18. Januar 1813 unterschrieb Alexander die von Stein entworfene Vollmacht. Bei aller Schonung des königlichen Ansehens legte

die Autorität des Zaren dem „getreuesten Untertan des preußischen Königs" bis zum endgültigen Abkommen Rußlands mit Preußen diktatorische Gewalt bei. Der Staatsmann Stein hatte die ins Stocken geratene deutsche Sache in seiner Hand. Und er tat das Seine. Als er den vaterländischen Boden wieder unter den Füßen fühlte, da offenbarte sich sein Eifer, seine Tatkraft, seine Entschlußkraft in voller Größe. Er eilte von Lyck im Schlitten über gefrorene Seen, durch die litauischen Wälder, nach Gumbinnen. Arndt war mit ihm. Am 22. Januar, vier Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Amt, kam Stein in Königsberg an.

Gegen mannigfache Widerstände der Oberbehörden, die ohne königliche Befehle nicht zu handeln wagten, unter Anwendung von Überredung und Zwang drang Stein durch. Mit Berufung auf seine Vollmacht forderte er noch am Tage seiner Ankunft den Oberpräsidenten von Auerswald auf, einen Generallandtag zur Beratung über die Errichtung von Landwehr und Landsturm einzuberufen. Nach einigem Sträuben gab Auerswald nach.

Das nächste, was Stein tat, war die Aufhebung der Handelssperre gegen England, die Öffnung der preußischen Häfen für den freien Handel. Dann schaffte er die Mittel zur Ergänzung und Herstellung des Yorckschen Korps, regelte die Lieferungen und die Magazinverpflegung, führte gesetzlich das russische Papiergeld ein.

Die Stimmung der Bevölkerung war herrlich. Ein Wille ging durch die ganze Provinz: Das letzte irdische Gut und das Leben selbst zu opfern für die Freiheit.

„In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen," erzählt Arndt, „war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage, auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft

mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Wo er erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Lust der Mutigen, das Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede den Kühnsten voran."

Da trafen in Königsberg die Berliner Zeitungen mit den Nachrichten von der Absetzung und dem Verhaftsbefehl Yorcks ein. Diebitsch hatte den Überbringer der Befehle des Königs nicht zu Yorck reisen lassen. So wußte Yorck nur durch die Zeitungen von seiner Absetzung. Er gab eine Gegenerklärung ab, in der er sein Kommando weiter auszuüben erklärte, „da bekanntlich im preußischen Staat eine Zeitung kein offizielles Staatsblatt ist, und bis jetzt noch kein General seine Verhaftungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat."

Die Oberbehörden mußten von Stein zu den notwendigen Maßregeln gezwungen werden. Sie wichen vor dem unbeugsamen Willen des Diktators zurück — und vor dem immer mächtiger werdenden Franzosenhaß des Volks.

Um die Bevölkerung über die kommende Einberufung von Landwehr und Landsturm aufzuklären, ließ Stein durch Arndt die Schrift abfassen „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" Sie war eine Tat, ebenso aufwühlend wie der Soldatenkatechismus. Man hört Steins zornmütige Strenge aus den Worten heraus: „Jeder, der mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Not und Tod teilen will, ist nicht wert, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube und Weichling aus ihm ausgestoßen oder vertilgt werden." So fügte Stein dem Wehrgesetz den Satz bei: „Derjenige Beamte, der sich für den Feind zu Ausschreibungen von Fuhren, Lieferungen, Arbeiten, Geldleistungen brauchen läßt oder sonst hilfreiche Hand leistet, wird als ein Landesverräter behandelt."

Am 5. Februar traten endlich, nach heftigen Auftritten zwischen Stein und den Behörden, die Landstände zusammen. Yorck erschien als Generalgouverneur und forderte die Stände auf, die allgemeine Landesbewaffnung beim König anzutragen, jedoch gleich damit zu beginnen. Unter stürmischer Zustimmung wurde die Aushebung und Bewaffnung beschlossen. Während hier in Ostpreußen die offene Sprache der Wahrheit und Freiheit geredet und ein hinreißendes Beispiel gegeben wurde, war in der Hauptstadt Berlin die Stimmung derartig, daß Stein dem Feldmarschall Kutusow schleuniges Vorrücken der russischen Armee empfahl.

Steins Werk in Königsberg war getan: Er hatte allem Zaudern und Zeitvergeuden ein Ende gemacht, hatte das fiebernde Land fortgerissen, den Bureaukraten seinen Willen aufgezwungen. Er verließ die Stadt am 7. Februar 1813, unbekümmert darum, wie das Geschehene den Franzosen mundgerecht zu machen sei. Nach einigen Tagen war er wieder im Hauptquartier des Zaren und legte eine Rechenschaft ab, die den Zaren bewog, ihm neuerdings den Eintritt in russischen Dienst anzubieten. Stein lehnte ab. Von der Fahrt nach der schlesischen Grenze, wohin er sich mit dem russischen Hauptquartier bewegte, schrieb er an seine Frau: „Seien wir den Grundsätzen der Ehre und der Pflicht gegen unser Vaterland treu — ahmen wir die großen Beispiele nach, deren Zeugen wir gewesen sind.“

In Plozk an der Weichsel fiel die Entscheidung. Immer noch schwankte der König von Preußen. Er schickte nach Paris ein Waffenstillstandsangebot. Stein machte über den Kopf des russenfeindlichen preußischen Vermittlers hinweg dem unseligen Zaudern dadurch ein Ende, daß er mit einem Brief und Bündnisvertrag des Zaren sich selbst nach Breslau zum König begab. Noch waren die Straßen nach Schlesien unsicher. „Vielleicht,“ sagte

der Tapfere, „muß man mir eine Eskorte von 50 Kosaken mitgeben.“ Wenn er ergriffen wurde, endigte er auf dem Sandhaufen. Die alten Feinde Steins, die französische Partei am Hofe, hatte ihn erst wieder dem König als Umstürzler verdächtigt. Alexanders Brief aber pries Stein als „einen der treuesten Untertanen“ des Königs. Das Bündnis sollte ein Schutz- und Trutzbündnis sein mit dem Zweck der Befreiung Europas und der Wiederherstellung Preußens. Krieg auf Tod und Leben, das war der Geist dieser Kundgebung des russischen Kaisers.

Und wieder fuhr Stein durch den östlichen Winter mit dem russischen Bevollmächtigten zu seinem König, der ihn scheute wie eine Gefahr für seine Krone. Aber schon war das Volk unruhig geworden, und drohend erhob sich seine Stimme. Es war allein des großen Augenblickes wert und seines Befreiers, der die letzten Dämme niederriß, die die Flut der Volksbewegung aufstauten.

Der König wurde zum Handeln gezwungen.

Stein kam am 25. Februar in Breslau an. Er war schwer krank. Sofort fuhr er am Schlosse vor, meldete sich beim König, der Staatskanzler wurde gerufen und beschlossen, Scharnhorst zum Abschluß des Bündnisses nach Kalisch zum Zaren zu senden.

Stein fuhr vergeblich in Breslau umher, ein Unterkommen zu suchen. Endlich stand er ratlos und zürnend auf dem Marktplatz. Hier hörte ihn der General von Lützow und bot ihm sein Zimmer im Wirtshaus „Zum goldenen Szepter“ an, wo er sein Werbebureau hatte. In einem engen Dachstübchen fand der an Typhus tödlich Erkrankte, durch die Aufregungen Erschütterte, Unterkunft. Ein Schurke verriet dem französischen Gesandten seinen Aufenthalt. Weil aber Steins Freunde ihn nur im Dunkel des Abends aufsuchten, hielt sich St. Marsan für getäuscht. Stein erfuhr die rührendsten Beweise der

Freude über seine Rückkehr von seinen Freunden und der Bevölkerung. Der König aber ließ nicht einmal nach seinem Befinden fragen. Dem Hof wurde verboten, in Verbindung mit Stein zu treten oder seinen Zustand zu erleichtern; man mied ihn wie die Pest. Hardenberg meinte, Stein wolle wieder Minister werden, und fürchtete für seine Stellung.

In bitterer Kälte war Frau vom Stein mit ihren Töchtern von Prag herbeigeeilt und schloß den langvermißten Verbannten in ihre Arme.

Da wurde die Ankunft des Kaisers Alexander gemeldet. Sofort änderte der Hof sein Betragen. Statt des Dachstübchens im „Szepter" wurde Stein eine gute Wohnung angewiesen. Und als gar am 15. März der Zar selbst in Breslau eintraf, sofort Stein besuchte und mit ihm unter vier Augen eine lange Unterredung hatte, da drängten sich auch die Schranzen und Streber zu ihm. Wie Stein über diese schäbige Gesinnung dachte, ließ er einen alten Höfling wissen. Als sich der Oberhofmeister Fürst Wittgenstein bei Stein meldete, ließ dieser ihm sagen, der Fürst möge kommen, aber er werde es ihm nicht übelnehmen, wenn er ihn die Treppe hinunterwerfen lasse.

Inzwischen hatte Yorck die Weichsel überschritten, Berlin war von den Franzosen befreit, Scharnhorst hatte dem König die Erlasse über die Bildung freiwilliger Jägerkorps und die allgemeine Wehrpflicht abgerungen. Es war hohe Zeit, daß Friedrich Wilhelm nachgab. „Wenn der König länger zaudert," schrieb ein englischer Diplomat aus Breslau an seine Regierung, „so sehe ich die Revolution als unvermeidlich an." Am 16. März erging die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, am 17. März der „Aufruf an mein Volk".

* * *

Stein stand auf der Höhe des Lebens. Wenn er zurückblickte auf jene fernen Tage, wo er zu Wetter an der Ruhr die friedlichen Anfänge seines öffentlichen Dienstes genoß: bis zu dieser Stunde, welche Kämpfe, welche Leiden, welche Taten! Aber das Schwerste stand noch bevor. Je weiter die deutschen Heere in Deutschland vorschritten, desto dringender wurde die Entscheidung über die deutschen Fürsten und Länder, die auf der Seite Napoleons standen. Am 19. März wurde auf Betreiben Steins eine Zentralverwaltung beschlossen, um die Kräfte der Rheinbündischen Staaten und des deutschen Nordens für die große Sache nutzbar zu machen. Der „Zentralverwaltungsrat" ward mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet, Stein wurde sein Präsident. Am 25. März erließ im Namen der beiden verbündeten Monarchen der Oberbefehlshaber Kutusow einen Aufruf, in dem die deutschen Fürsten und Völker aufgefordert wurden, den Verbündeten beizutreten. Den widerstrebenden Fürsten wurde nur in allgemeinen Ausdrücken gedroht. Der Aufruf enthielt aber schon Worte, die eine unzeitige Schonung Frankreichs versprachen.

Noch stand Stein im Vertrauen des Zaren. Bald hieß er im Munde vieler Zeitgenossen „Kaiser von Deutschland", aber von Preußens Leitung blieb er ausgeschlossen. Er galt als „Russe". Nicht als Berater seines Königs, sondern als Vertreter Rußlands hat er die Befreiungskriege miterlebt. Doch hat er immer, wenn die große Bewegung in einem faulen Frieden zu endigen drohte, im Hauptquartier durch seine vorwärts drängende Energie die Gefahr abgewendet.

Stein ging zunächst nach Dresden. Hier verlebte er bittere Wochen. Der König von Sachsen hielt an Napoleon fest. Stein mußte in Dresden einer Flut von Menschen- und Dingen standhalten. Die Halbheit und Saumseligkeit, die diplomatischen Künste zerquälten sein

ungestümes Herz. Es ist kein Wunder, wenn er überreizt war. Als Arndt und der Berliner Professor Steffens sich darüber ausließen, wie schade es sei, daß man mit Sachsen zaudere, da sprang er auf und rief mit einer Gebärde und einem Ton, als ob er seine Freunde hinauswerfen wollte: „Gehen Sie, meine Herren, so klug wie Sie bin ich auch, aber ich bin weder der Kaiser von Rußland, noch der König von Preußen." Über die unzähligen Ratschläge, Pläne und Entwürfe zur Rettung Deutschlands, die bei ihm einliefen, geriet er wohl in helle Verzweiflung: „Zum Teufel mit den verfluchten Narren, die nicht ins Eisen beißen wollen und die deutschen Wirren mit Aktenstößen meinen heilen zu können!" Manche Eltern wandten sich an Stein, um für ihre Söhne seine Verwendung für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen. Da sagte er zu Arndt: „Die Narren! Meinen sie, ich soll ein Diplomatenschulmeister werden? Wir haben jetzt ganz andre Schulmeister nötig, die mit eisernen Federn schreiben lehren. Schreiben Sie nur, ich habe jetzt etwas anderes in der Welt zu tun, als diplomatische Schule zu halten. Die jungen Leute haben jetzt etwas Besseres zu lernen; auf den Fechtboden, auf das Schlachtfeld mit ihnen! Das ist die Schule des Tages, sie sollen lernen fürs Vaterland streiten und sterben."

Das tat mit Tausenden anderer Jünglinge auch der Sohn des Appellrates Körner, des Freundes Schillers. Bei ihm traf Arndt mit Goethe zusammen. Als der Vater Körner die Hoffnung glücklicherer Zeiten nach dem Sturze Napoleons aussprach, fuhr Goethe zornig auf: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten, soviel ihr wollt; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Als dies Stein erfuhr, sagte er ganz ruhig: „Laßt ihn, er ist alt geworden."

Steins Amtsbezirk wurde durch die Kriegsereignisse bald verkleinert, ja, er mußte ihn verlassen und den Heeren der Verbündeten auf ihrem Rückzuge nach Schlesien folgen.

* *
*

Ende April stand Napoleon mit einem schlagfertigen Heer wieder im Herzen Deutschlands. In zwei Schlachten, bei Großgörschen am 2. Mai und bei Bautzen am 20. und 21. Mai schlug er die Verbündeten. Aber es waren keine Siege, wie er sie gewohnt war: keine Fahne, kein Geschütz, nur wenige Gefangene fielen in seine Hände. Er verlor 23 000 Mann. Das preußische Heer hatte seine Waffenehre glänzend wiederhergestellt. Der härteste Schlag war die Verwundung Scharnhorsts. Sie führte bald zum Verlust des Unersetzlichen. Blücher, auch verwundet, rief seinen Truppen nach dem Beginn des Rückmarsches zu: „Guten Morgen, Kinder! — Ditmal hat et gut gegangen! De Franzosen sind et gewahr worden, mit wem se ze duhn hebben! ... Wer nu seggt, dat wi retriren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl!"

Bei Bautzen wurde zwei Tage lang erbittert gekämpft. Hier verlor Napoleon 20 000 Mann. Wieder eroberte er weder Trophäen, noch machte er Gefangene.

Inzwischen ging durch die Schuld des schwedischen Kronprinzen Bernadotte Hamburg verloren. Stein hatte zum äußersten Widerstand gemahnt. Wie er überall von Männern, nicht nur von Einrichtungen alles erwartete, hatte er an seinen dort befehligenden Schwager Wallmoden geschrieben: „Sie müssen kräftige Männer ans Ruder bringen, die alten Schwächlinge entfernen. Man muß alles auf die Spitze treiben, alles wagen, wo alles auf dem Spiele steht."

Nach der Schlacht von Großgörschen zeichnete Napo-

leon seinen Widersacher Stein durch erneute Schmähungen aus. Im Moniteur erschien folgender Ausfall: „Der berüchtigte Stein ist der Gegenstand der Verachtung aller ehrlichen Leute. Er wollte den Pöbel gegen die Eigentümer aufrühren. Man konnte sich von dem Erstaunen nicht erholen, wie Herrscher, gleich dem König von Preußen, und besonders der Kaiser Alexander, den die Natur mit so viel schönen Eigenschaften ausgestattet hat, ihre Namen zur Stütze eben so verbrecherischer als gräßlicher Umtriebe hergeben können."

In dem Bericht über die Bautzener Schlacht spricht er von den Glücksgefühlen der „verbündeten" Einwohner, „die glücklich sind, sich von den Stein, den Kotzebue und den Kosaken befreit zu finden."

Zwar nicht die Einwohner, aber die Fürsten des Rheinbundes ließen in allen Kirchen für die Görschener und Bautzener Schlachten Tedeum singen.

Das verbündete Heer zog sich nach Schlesien zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt in Prag eilte Stein wieder ins Hauptquartier. In Nachod erreichte ihn die Nachricht von einem Waffenstillstand, der auf Napoleons Anregung am 4. Juni geschlossen war und bis 20. Juli dauern sollte. Später wurde er von Metternich bis zum 10. August verlängert. Während des Waffenstillstandes tagten zwei Kongresse, der eine in Reichenbach am Fuße des Eulengebirges, der andere in Prag. Das diplomatische Ränkespiel mischte sich von nun an in den Krieg und lähmte die Energie des Handelns. Der Volkskrieg wurde zum Kabinettskrieg. Der in Reichenau tagende Kongreß brachte im wesentlichen nur, hauptsächlich auf Steins Betreiben, den Abschluß des Bündnisses mit England zustande, Metternich schlug dem in Dresden rüstenden Napoleon Friedensunterhandlungen vor. Sie sollten in Prag stattfinden. Stein war gegen den österreichischen Staats-

kanzler Metternich von tiefem Mißtrauen erfüllt. Er schrieb in jener Zeit von ihm: „Auf Metternich ist die Äußerung des Mephistopheles im Doktor Faust anwendbar:

„Ein Kerl, der finassiert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide."

Die einzige Freude in den trübseligen Tagen der drohenden Versumpfung der so groß begonnenen Sache, da bei Stein „Menschen-Ekel und Tintenscheue" täglich zunahmen, war der Sieg Wellingtons bei Vittoria in Spanien, der der Herrschaft der Franzosen auf der Iberischen Halbinsel ein Ende machte. Der Tod Scharnhorsts aber, der am 28. Juni zu Prag starb, war ein großes Unglück. Gneisenau schrieb über den Verlust: „Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahestanden, ihn verehrt und geliebt haben." Stein trauerte tief um den verlorenen Kampfgenossen und Freund.

Stein glaubte nicht an die Mäßigung Napoleons. Die Friedenskomödie zu Prag endete denn auch mit dem neuen Ausbruch des Krieges. In der Nacht vom 10. August verkündeten Feuerzeichen aus Prag dem großen Hauptquartier die Kunde vom Abbruch der Verhandlungen. Am 11. August begannen 100 000 Preußen und Russen den Übergang aus Schlesien nach Böhmen, um sich mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Am 12. erklärte Österreich den Krieg. Stein folgte dem Zaren ins Hauptquartier.

Nun hatten die Waffen wieder das Wort. Aber auch jetzt beschäftigte sich Stein, als der einzige unter all den Diplomatikern und Politikern, mit der politischen Zu-

kunft Deutschlands. Er wollte den Einheitsstaat, Unterwerfung der kleinen Despoten, der „Häuptlinge", unter eine starke Kaisergewalt.

Die Waffenentscheidung rückte näher. Am 23. August wurde die auf Berlin marschierende französische Armee unter Oudinot bei Großbeeren vom General Bülow unter strömendem Regen, der „Sonne von Großbeeren", geschlagen. Am 27. August vernichtete die preußische Landwehr unter dem General Hirschfeld eine französische Hilfstruppe in dem mörderischen Treffen bei Hagelberg. Am 26. und 27. August kam ein empfindlicher Rückschlag. Die Hauptarmee war aus Böhmen gegen Dresden marschiert. Die Schlacht bei Dresden ging verloren, und die Verbündeten traten den Rückzug nach Böhmen an. Am ersten Tage der Dresdener Schlacht, am 26. August, hatte aber die Schlesische Armee unter Blücher an der Katzbach das Heer des Marschalls Macdonald nach wütendem Kampf bis zur Auflösung geschlagen. Napoleon sagte: „Diese Bestien haben etwas gelernt." Der Hauptarmee drohte auf dem Rückzug durch das Erzgebirge eine furchtbare Katastrophe durch die nachdrängenden Franzosen. Da vernichtete der General Kleist, der dem Marschall Vandamme in den Rücken fiel, dessen ganzes Korps. Vandamme wurde gefangen. Die Niederlage von Dresden war wieder ausgeglichen, Schlesien vom Feinde befreit. Am 1. September rang in der erbitterten Schlacht bei Dennewitz der General Bülow den Marschall Ney nieder. Bayern, Württemberger, Sachsen kämpften gegen Preußen. Die Landwehr bestand hier glänzend ihre Feuerprobe. Am 3. Oktober erzwang Blücher mit Yorck den Elbübergang bei Wartenberg. Auch hier tat die Landwehr Großes.

Auf der alten Wahlstatt der Leipziger Ebene strömten nun die Heere zum Entscheidungskampf zusammen. Bayern erklärte am 15. Oktober an Napoleon den Krieg,

die Sachsen gingen während der Schlacht über. Der Wahnsinn des Bruderkampfes hatte bis in die letzte Stunde gedauert. Nach dem beispiellosen dreitägigen Ringen war Napoleon vollkommen geschlagen. Am 19. Oktober zogen die Sieger in Leipzig ein, Stein mit ihnen. Er gab sich dem Gefühle des Glückes über den Triumph der Freiheit hin. Er schrieb seiner Gattin: „Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechts ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist." Und er preist die Beharrlichkeit des Kaisers Alexander, ohne seiner eigenen Taten zu gedenken, er rühmt die Aufopferung Preußens, den Geist des Unwillens und Hasses gegen den Unterdrücker. Die Vorsehung, die so viele Leiden über sein Volk verhängt hat, sieht er gerechtfertigt. Er gedenkt der tatenvollen, lorbeer- und tränenreichen Kämpfe als der Saat, deren Ernte „wir mit Frömmigkeit, Dankbarkeit gegen die Vorsehung und Mäßigung jetzt genießen dürfen."

Stein hatte den großen Berliner Arzt Reil aufgefordert, über die Lazarette der verbündeten Armeen zu berichten. Der Bericht entwirft ein grauenerregendes Bild der Not und des Jammers. Stein suchte mit allen Kräften dem Elend zu steuern. Den französischen Heeren folgte die Seuche an der großen Heerstraße bis Mainz und raffte den Winter und Frühling hindurch ein Dritteil der dortigen Bevölkerung hinweg. Wohl hatte Stein recht, wenn er den Imperator mit dem Fluche solchen menschlichen Elendes belud.

Zunächst blieb Stein in Leipzig. Er wurde an die Spitze des Zentral-Verwaltungs-Departements gesetzt, war aber von einem Diplomatenrat abhängig. Sachsen, die Großherzogtümer Berg und Frankfurt, zwei napoleonische Gebilde, gehörten vor allen zu Steins Arbeitsgebiet. Während das Hauptquartier sich langsam Frankfurt zu bewegte, der geschlagene Feind nur lässig verfolgt wurde, ja Metternich neue Friedenspläne anspann, saß Stein in Leipzig, fern vom Hauptquartier, wo ihn Metternich gewiß gerne sah. Am 13. November 1813 erst traf Stein in Frankfurt ein. Die „Sündflut von deutschen Prinzen und Souveränen" sah er mit Verachtung sich in seinem Vorzimmer stauen. Als sie gewahr wurden, daß die Verbündeten ihnen zu Leibe gingen, wurden sie anmaßend und widerspenstig. Steins scharfe und große Auffassung der Vergeltung drang nicht durch. Lieferungen und Kriegssteuern, Verpflegung, Bewaffnung, das Lazarettwesen der großen Heere waren in Steins Hand mit der Verwaltung der in Deutschland eroberten Länder vereinigt.

Von dem Ansehen, das Stein in Deutschland genoß, gibt die Tatsache Zeugnis, daß Offiziere der verbündeten Armeen den bekannten Professor des Staatsrechts, Nikolaus Vogt, in Frankfurt aufsuchten und ihm die Frage vorlegten, ob Stein nach den Reichsgesetzen zum Deutschen Kaiser gewählt werden könne. Vogt, Metternichs ehemaliger Lehrer, bejahte unbedenklich.

Während Steins Abwesenheit gelang es Metternich, den Zaren zu umgarnen. Stein und die Führer der Schlesischen Armee wollten den Sturz Napoleons, und — um ihn zu erreichen — den direkten Marsch auf Paris. Dies war ihnen die nächste Aufgabe. Metternich wollte Rußland und Preußen durch ein mächtiges Frankreich ein Gegengewicht geben. Er hatte am 9. November Friedens-

verhandlungen mit Napoleon angeknüpft. Da war die Rede von den „natürlichen Grenzen Frankreichs", wozu auch der Rhein gezählt wurde. Arndt schrieb dagegen seine berühmte Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze". Napoleon, der inzwischen wieder ein Heer von 150 000 Mann aufgestellt hatte, verwarf die Bedingungen und vertraute seinem Waffenglück. Das als Antwort erlassene Manifest der Verbündeten vom 1. Dezember 1813 brachte unter vielen Schmeicheleien gegen die Franzosen die schielende Redensart, daß man nicht mit Frankreich, sondern nur mit Napoleon Krieg führe. So konnte Frankreich später, als hinter den Verbündeten die Bourbonen kamen, von seinen Niederlagen noch Vorteil ziehen. So zweideutig wie die Politik, war auch die Kriegführung. Die Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg sollte durch die Schweiz ziehen, Blücher auf dem Plateau von Langres mit ihr zusammentreffen. Ein verschrobener Kriegsplan, der nur Sinn hatte, wenn man Napoleon und Frankreich schonen wollte, — so verhielt sich die Kabinettspolitik gegen den besiegten Imperator. Metternich verfolgte in der Schweiz den Nebenzweck, die freieren Verfassungen aufzuheben. Er hatte den Zaren Alexander geradezu belogen und trotz seines verpfändeten Ehrenwortes die Neutralität der Schweiz verletzt.

In Freiburg in der Schweiz trafen der Zar und Stein zusammen. Alexander war empört über Metternichs Betrug. Stein vertiefte die Entfremdung zwischen Alexander und Metternich. Der Zar trat nun der kräftigeren Ansicht der Dinge, wie sie Stein vertrat, bei. Das zeichnet Stein vor allen andern Politikern der Zeit aus, daß er durch alle Wandelungen, Rückschläge, Enttäuschungen und Quertreibereien hindurch eisern festhielt an dem Sturze des Imperators, an der Vergeltung, an der künftigen Siche-

rung und an der Einigung Deutschlands durch eine neue Verfassung.

Von den Waffen hing nun aber die Zukunft Deutschlands ab. Der Zar folgte der Armee, und Stein war mit ihm. Es war fast wie in den Petersburger Tagen, wo Stein dem Willen des Zaren einen so starken Rückhalt bot. Stein hatte die eroberten französischen Departements zu verwalten. Aus Langres schrieb er im Januar 1814 an seine Frau: „Ich richte jetzt Gouvernements in Frankreich ein, trotz Napoleon, seiner Achtserklärung, seiner Polizei und seiner Bajonette."

In Langres wurde aber auch wieder „finassiert", wie Stein zu sagen pflegte. Und wirklich kam es zu einem Friedenskongreß zu Châtillon, während der Krieg weiterging. Gneisenau, der Stabschef des Schlesischen Heeres, stand mit Stein in enger Fühlung. Seine Briefe wiederholten immer wieder die Mahnung, sich mit Napoleon zu schlagen und geradeswegs auf Paris zu marschieren. Der Zar bekam durch Stein Gneisenaus Briefe zu lesen. Wenn nun mit einemmal Blücher vor der Front der Hauptarmee erschien und sie zur Schlacht mit fortriß, die bei La Rothière mit einer Niederlage Napoleons endete, so war dieser Erfolg ohne Steins Drängen und Einfluß nicht zu denken. Blücher trennte sich abermals vom Hauptheer und marschierte im Marnetal, Fürst Schwarzenberg im Seinetal auf Paris. Aber an der Marne wurden Blüchers Korps einzeln geschlagen, vom 10. bis 14. Februar 1814. Die Katastrophe war durch Metternich verschuldet, der dem Fürsten Schwarzenberg den geheimen Befehl gegeben hatte, die Seine nicht zu überschreiten. „So ward," wie Gneisenau schrieb, „verruchterweise das Schicksal einer Nachbararmee und das des ganzen Krieges in Gefahr gebracht." Friedrich Wilhelm, Fürst Schwarzenberg, ja selbst Alexander knickten zusammen. In der allgemeinen

Mutlosigkeit wurde Stein, der zum Ausharren im Kriege trieb, zurückstoßend behandelt. Und so suchten die Monarchen bei Napoleon um Waffenstillstand nach. Napoleon, als Soldat nie größer als in diesem Feldzug, beurteilte seine Lage nach diesem Antrag. Er schrieb an seinen Bruder Josef: „Es ist schwer, in diesem Maße feige zu sein. Bei der ersten Schlappe sinken diese Elenden in die Knie. Das Glück ist mir zurückgekehrt, ich bin Herr meiner Bedingungen."

Wieder wie so oft waren es Napoleons Überhebung und die Unerschütterlichkeit Steins und der Kriegspartei, die die Lage retteten. Der „abscheuliche" Kongreß zu Châtillon löste sich auf. Blücher, von dem schon Scharnhorst gesagt hatte, daß er der einzige General sei, der sich nicht vor Napoleon fürchtete, wandte sich direkt an den Zaren und erbat die Erlaubnis zum Vorgehen, während das Hauptheer unter Schwarzenberg seinen Rückzug fortsetzte. Er schrieb an den Zaren, er scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle. Die Kühnheit Blüchers gab dem Krieg die entscheidende Wendung. Sie führte zum herrlichen Gelingen. „Wir erwarten alles," schrieb Stein nach Berlin, „von dem tapfern alten Blücher."

Bei dem Felsennest Laon schlug Blücher am 10. März Napoleon. Dieser wandte sich nach Osten, um im Rücken der nach Paris marschierenden Heere den Volkskrieg zu entfachen.

Das „schreibende Hauptquartier" — mit ihm Stein — zog sich vor Napoleon bis Dijon zurück. Stein, wiewohl nun vom Zaren getrennt und fern vom Mittelpunkt der großen Ereignisse, war fröhlichen Mutes. „Der Kaiser Alexander, von Metternich und den Österreichern los, wird nach Paris gehen, frei handeln können; er wird handeln und alles beendet sein."

Und so geschah es. Am 30. März entschied die letzte

Schlacht vor Paris und die Erstürmung des Montmartre über das Schicksal Napoleons. Er war seinem Heere vorausgeeilt, ließ es haltmachen und ging nach Fontainebleau. Er kam zu spät. Paris kapitulierte, und am 31. März zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in die Hauptstadt Frankreichs ein.

Der Abfall von Napoleon war allgemein. Am 2. April 1814 erklärte der französische Senat den Kaiser und sein Haus des Thrones verlustig. Am 6. April entsagte Napoleon bedingungslos für sich und seine Familie den Kronen von Frankreich und Italien. Am nämlichen Tage wurde der Bourbone Louis Stanislaus Xaver auf den Königsthron Frankreichs berufen. Am 11. April unterzeichnete Napoleon den Vertrag, der ihm die Insel Elba als Aufenthalt anwies. Am 3. Mai segelte er an Corsica vorbei, von wo er ausgegangen. Am selben Tage zog der Bourbone als Ludwig XVIII. in Paris ein.

Stein war nicht Zeuge der Ereignisse, die sein Werk krönten. Aber weil ihm die Sache alles war, nahm er auch die Trennung vom Kaiser Alexander, durch den allein er im großen wirken konnte, großherzig hin.

* * *

Er, der stolze Mann, dem schon in der Kindheit das Gefühl für Familienehre tief eingeprägt worden war, hatte gerade in den schlimmen Tagen der Niederlagen Blüchers an der Marne tiefen häuslichen Kummer erlebt. Seine Seelengröße, nach außen oft rauh und streng, unerbittlich in den sittlichen Forderungen, offenbarte sich in diesem Falle in ergreifender Liebe und Gerechtigkeit. Steins jüngster Bruder Gottfried war in französischen Diensten auf Abwege geraten und desertiert. Zerfallen mit der Familie, durch die französischen Behörden aus

einem kleinen inzwischen errungenen Besitz verjagt, wandte er sich von Bremen aus an den Bruder um Verzeihung und Hilfe. Einst hatte Stein einen preußischen Offizier, den Sohn eines Bekannten, der in Spanien auf der Seite der Franzosen gekämpft hatte und sich in Wilna als Gefangener hilfesuchend an Stein wandte, aufs schroffste abgewiesen: „Ich bin nicht hieher gekommen, deutschen Edelleuten zu helfen, die sich freiwillig und aus Langeweile erbieten, für einen Tyrannen ein edles, freies Volk zu plündern und unterjochen zu helfen. Gehen Sie!" Dem Bruder, der, des Augenlichts beraubt, mit zitternder Hand ihm von seinem Elend und seiner Reue schrieb, wandte er sich mit helfender, vergebender Liebe zu. „Welch ein Unterschied," schrieb er der treuen Genossin seines Lebens, „zwischen meiner Stellung und der dieses armen Blinden, zwischen der Geschichte meines und seines Lebens, und doch waren die Grundlagen unsers Daseins dieselben: Geburt, Vermögen, Erziehung. Unsre Lebensläufe begannen in derselben Richtung, und wie sehr sind sie auseinandergegangen! Und warum? Weil er starke Leidenschaften und lebhafte Einbildungskraft besaß, sein Charakter dagegen schwach war; weil man unrecht tat, ihn in die Mitte einer verderbten Nation und in einen Dienst ohne Grundsätze, ohne Disziplin, ohne Anstand zu bringen. — Man würde sich mit Grübeleien zugrunde richten oder sich einer stumpfsinnigen Verzweiflung preisgeben, wenn nicht die Unsterblichkeit uns tröstete, die Idee, daß dieses Leben nur ein Durchgang ist, ein mehr oder weniger rauher und mühevoller Weg, um ein erhabeneres und edleres Ziel zu erreichen. — Das Bild dieses armen, von Reue erfüllten und durch das Unglück niedergebeugten Blinden schwebt mir beständig vor, und es geht mir sehr nahe, daß er mich nicht früher seine Leiden hat wissen lassen. — Zeige diesen Brief Henriette; sie soll die Übel

der Menschheit kennen lernen und sehen, auf wie wenig es ankommt, um vor ihnen bewahrt zu bleiben oder von ihnen überwältigt zu werden."

* *
*

Erst am 9. April kam Stein in Paris an, nach einer nicht ungefährlichen Reise, begleitet von seinen beiden Kosaken. Dieselbe Tiefe und Leidenschaft des Gefühls, die dem Bruder entgegenströmte, atmen die Worte, die aus Paris er angesichts des so bitter schwer Errungenen findet: „Welch ein Abgrund von Unglück, aus dem wir gerettet sind.... Zu welchem Grade von Glück, Unabhängigkeit und Ruhe sind wir gelangt! Wir wagen endlich, uns dem Genuß der Gefühle hinzugeben, die diese Lage einflößt, um im Frieden in den Schoß unsrer Familie zurückzukehren.... Nur wenn ich das Gefühl, das sich über mein ganzes Dasein verbreitet, mit dem des Drucks und des Leidens vergleiche, das neun Jahre mich ergriffen hatte, nur diese Vergleichung setzt mich instand, den ganzen Umfang meines jetzigen Glücks, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen."

Stein verharrt in der Strenge seines Urteils über Napoleon und die Franzosen. „Der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. Solange es nur darauf ankam, das Blut der andern zu vergießen, war er damit verschwenderisch. Aber er wagt nicht zu sterben, um wenigstens mutig zu enden. Er nimmt ein Gnadengehalt an, er kehrt in die Nichtigkeit zurück, er unterhandelt, um sein Leben zu behalten und die Fortdauer eines schimpflichen Daseins zu sichern. Man versichert, daß er seine Tage zubringt mit Weinen und Seufzen. Welches Ungeheuer und welche Verächtlichkeit!"

* *
*

Dem Siege der Waffen entsprach nicht der Gewinn für die Ehre und Sicherheit Preußens und Deutschlands, der in Paris hätte geborgen werden müssen. Im Pariser Frieden, geschlossen am 30. Mai 1814, ward die deutsche Sache verdorben. Das verarmte Preußen bekam keinen Taler Kriegsentschädigung, wiewohl Napoleon von 1807—1812 über eine Milliarde Franken von ihm erpreßt hatte. König Ludwig XVIII. sagte, er wolle lieber dreihundert Millionen aufwenden, um die Preußen zu bekämpfen, als hundert, um sie zu befriedigen. Die geraubten und gestohlenen Kunstschätze blieben in Frankreich. Die deutsche Frage war mit dem Satz erledigt: „Deutschland wird aus unabhängigen Staaten bestehen, die durch ein föderatives Band vereinigt sind." Im übrigen wurde das Schicksal Deutschlands und Europas an einen nach Wien zu beschickenden Kongreß verwiesen. Die „dreimal verfluchten Sicherheitskommissare und Faultiere", wie Blücher die Diplomaten nannte, hatten wirklich verdorben, was die Heere gutgemacht hatten. Man vergaß über der unangebrachten Großmut gegen die Feinde die den eigenen Völkern schuldige Gerechtigkeit. Steins Anträge wurden abgelehnt. Er sehnte sich aus Paris weg.

Am 10. Juni gegen Mitternacht traf Stein in Nassau ein. Vor sieben Jahren war der große Landsmann dieser Rheinfranken ausgezogen, um Preußen und Deutschland zu retten. Jetzt holten ihn unter dem Geläute der Glocken die Einwohner in die Stadt ein, die Fenster waren erleuchtet, der Landsturm gab ihm das Geleite.

Nach wenigen Tagen aber verließ Stein wieder die Heimat. Er ging nach Frankfurt, wo ihn neben der Verwaltung des Zentraldepartements die Fragen der Zukunft Deutschlands beschäftigten, vor allem die zukünftige Verfassung, deren Entwurf er mit Hardenberg beriet. Er war aus dem russischen Dienste ausgeschieden, ging aber

auf des Zaren besonderen Wunsch auf den Wiener Kongreß, blieb also der Ratgeber des Kaisers. Noch war er zudem das Haupt der obersten Verwaltung der eroberten deutschen Länder.

In Deutschland herrschte nach Steins eigenen Worten Verzweiflung über die kläglichen Erfolge der furchtbaren Kämpfe. Vor allem war nichts vom Dank der Fürsten zu spüren. Der „Sultanismus" der Häuptlinge befestigte sich vielmehr. „Die Deutschen allein sehen sich einer ebenso erniedrigenden wie lächerlichen Tyrannei unterworfen. Glaubt man, daß ihre Zungen, ihre Federn gefesselt, ihre Arme gelähmt sind?"

Stein trug schwer an dem Zustand der Rechtlosigkeit des tiefgebeugten deutschen Vaterlandes. Der Kampf um ein unter einem Kaiser geeinigtes, starkes und freies Deutschland endete nicht mit dem Siege von Steins Gedanken und Forderungen. Am 15. September 1814 war er nach Wien gekommen. Anfang März 1815 schrieb er in sein Tagebuch: „Aus dem Halbverhältnis, in dem ich stand, konnte nur Lebensüberdruß entstehn; ich hatte Influenz (Einfluß) ohne durchgreifende Leitung, und Influenz auf höchst unvollkommene Menschen, die als Werkzeuge zur Erreichung großer Zwecke gebraucht werden sollten. Zerstreuung, Mangel von Tiefe der Einen, Stumpfheit und Kälte des Alters der Andern, Schwachsinn, Gemeinheit, Abhängigkeit von Metternich der Dritten, Frivolität Aller war Ursache, daß keine große, edle, wohltätige Idee im Zusammenhang und Ganzen ins Leben gebracht werden konnte." Steins Feinde glaubten, ihn das Schwinden seines Einflusses fühlen lassen zu dürfen. Eine Zeitung hatte einen gehässigen Artikel gebracht, worin von Stein gesagt war, daß er kräftig *gewesen* sei; das habe aufgehört. Nun ereignete es sich, daß in einer Gesellschaft ein deutscher Prinz auf Stein zu-

trat und ihm höhnend zurief: „Gewesen, ja gewesen!" Da flammte Stein auf: „Diese Frechheit eines Zeitungsschreibers verachte ich" — und indem er die geballte Faust dem Prinzen unter die Nase hielt: „aber hüte sich, wer sie zu wiederholen wagt!"

In die frivole, um Seelen und Länder feilschende Gesellschaft von Fürsten und Diplomaten in Wien schlug wie eine Bombe die Nachricht ein, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe und am 1. März an der französischen Südküste gelandet sei. Am 20. März zog der Kaiser Napoleon wieder in die Tuilerien ein. Stein schrieb in sein Tagebuch die knappen Worte, die doch den ungeheuren Umschwung der Dinge und seinen Anteil daran großartig zeigen: „Den 14. März erschien die Ächtung Napoleons, die ich bereits den 8. zu erlassen dringend empfohlen hatte. Ein sonderbarer Wechsel der Dinge. Er, der mich am 15. Dezember 1808 ächtete, wird gegenwärtig in einen ähnlichen und weit schlimmeren Rechtszustand durch einen Beschluß der großen europäischen Mächte gesetzt." Die Worte der Achterklärung, die alle unterzeichneten: England, Österreich, Preußen, Rußland, Frankreich — lauten: „Napoleon Bonaparte hat sich aus den bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen ausgeschlossen und, als Feind und Störer der Weltruhe, der öffentlichen Bestrafung preisgegeben." Das Gefühl der Rache war Stein völlig fremd. Aber an die Notwendigkeit der Vergeltung glaubte er.

* * *

Das gewaltige Drama der hundert Tage nahm seinen Lauf. Stein war nicht unter den Handelnden. Er zog die Folgerung aus der Tatsache, daß der Zar seine Gefühle gegen ihn geändert hatte, und blieb in der Heimat.

In Flandern fiel die Entscheidung. Napoleon stürzte sich auf den nächststehenden Feind: auf Blücher. Lord Wellington hatte Blücher Waffenhilfe versprochen. Der greise Feldmarschall aber sprach vor der Schlacht, die er im Vertrauen auf Wellingtons Zusage bei Ligny am 15. Juni 1815 annahm, ein Wort zu seinen Truppen, das als Mahnung für alle deutsche Zukunft hätte gelten müssen: „Haltet euch brav, Kinder, laßt die Nation nicht wieder Herr über euch werden!"

Blücher wurde geschlagen. Gneisenau aber, nach einem Unfall Blüchers zum erstenmal im Besitz des Oberbefehls, hatte seine große Stunde. Er tat, als ob er nicht geschlagen wäre, und gab den Befehl zum Vormarsch, auf Wellingtons Armee zu. Nach unsäglichen Anstrengungen auf dem Schlachtfeld von Belle-Alliance am 18. Juni angekommen, entschieden die preußischen Truppen das Schicksal der Schlacht und damit das des Feldzugs und Napoleons. Ein Krümperregiment von Scharnhorst, zwei Regimenter der schlesischen Landwehr legten Bresche in das Dorf Plancenoit, das von Napoleons Garde verteidigt wurde. Und das hannoversche Landwehrbataillon Osnabrück zersprengte das letzte Karree der alten Garde. Im Endkampf wurde neben dem stehenden Heer das Volksheer als Vollstrecker der Vergeltung sichtbar. Das war der erhabene Traum des toten Scharnhorst und des Freiherrn vom Stein gewesen.

Die Verfolgung, ohne Beispiel stürmisch, vollendete den Untergang des zertrümmerten französischen Heeres. Napoleon kam ohne Heer, als ein Flüchtling, am 21. Juni in Paris an. Am 22. unterzeichnete er seine Abdankung zugunsten seines Sohnes. Am 28. Juni schon vernahm er in Malmaison den Geschützdonner der letzten Kämpfe vor Paris. Die Leidenschaft des Krieges ergriff ihn, er bot seine Dienste als General an, ja er ließ schon die

Pferde satteln. Aber auch die Franzosen hatten „genug von Bonaparte". Die provisorische Regierung von Frankreich brachte ihn an die Küste. England legte die Hand auf den Gefallenen. Es war schon beschlossene Sache, ihn nach St. Helena zu bringen. Am 16. Oktober 1815, am Jahrestag der Völkerschlacht, landete die „Northumberland" an der Felseninsel. Das größte Abenteuer der Geschichte war zu Ende.

* * *

Ganz Deutschland forderte die Sicherung Deutschlands gegen den unruhigen und gefährlichen Nachbarn. Selbst Metternich verlangte wenigstens die Abtretung oder Schleifung des ersten Festungsgürtels im Osten. Die Deutschen standen allein gegen England, Rußland und Frankreich. Wieder sehnte man sich nach dem Geist und der Kraft des Mannes, der so oft in gefährlichen Lagen geholfen hatte. Hardenberg rief selbst den Freiherrn vom Stein um Hilfe an. Stein, der in der Heimat die ersten Züge der wiedererrungenen Freiheit genoß, kam, um Deutschland „eine zureichende Gewähr seiner inneren Ruhe zu geben und diesem Lande und den Teilnehmern des Krieges die Mittel zu verschaffen, damit es die Wunden heilen kann, die ein habsüchtiges und ehrgeiziges Volk ihnen geschlagen hat."

Am 14. August 1815 war Stein in Paris. Es wurde ihm klar, daß Rußland und auch England die Verwundbarkeit Deutschlands wollten. Und danach fiel auch der zweite Pariser Frieden aus, geschlossen am 20. November 1815. Steins Forderung, das Elsaß von Frankreich zurückzufordern, ging nicht durch. Die Grenzsicherung blieb trotz einiger kleiner Landabtretungen ungenügend. Auch die Kriegsentschädigung von 600 Millionen war herzlich

gering. Deutschland war eben nicht durch Deutsche allein gerettet worden — das war die Schuld der Deutschen selbst. Sie hat sich in Paris an Preußen und an Deutschland gerächt.

Schlimmer noch als die Bestimmungen des äußeren Friedens war die Regelung der inneren Verhältnisse Deutschlands. Der Wiener Kongreß ward während der hundert Tage fortgeführt. Am 8. Juni 1815 wurden die „Bundesakte" unterzeichnet, zehn Tage vor Belle-Alliance. Statt eines Nationalstaates, wie Stein ihn gewollt, entstand ein Verband von 39 großen und kleinen unabhängigen Staaten: der „Deutsche Bund". In der Bundesakte ist nicht einmal der Name des deutschen Volkes genannt. Es gab Vaterländer, aber kein Vaterland. Die Furcht vor dem Volke, das sich in dem Riesenkampfe so hoch erhoben, so selbstlos und opfermütig gezeigt hatte, war die Ratgeberin bei dieser Verfassung. Deutschland als Ganzes blieb wehrlos nach außen. Im Innern sollten zwar Verfassungen eingeführt werden, aber Preußen blieb die Erfüllung seines Versprechens schuldig. Stein urteilte hart über das Mach- und Flickwerk der Bundesakte. Aber er vertraute der Macht des einmal erweckten Nationalgeistes. Das Anerbieten von Preußen sowohl als von Österreich, sie beim Bund zu vertreten, lehnte er ab.

* * *

Stein stand im 58. Lebensjahre, als er sich von der öffentlichen politischen Tätigkeit zurückzog und den Frieden seines Hauses in Nassau aufsuchte. Die rechte Siegesfreude aber stellte sich nicht ein. Zwar konnte er wieder nach Frankfurt, Mainz, Köln und Aachen fahren, ohne daß ihm französische Schildwachen ihr „Qui vive?"

zuriefen, aber im Innern Deutschlands lähmte Mißtrauen, Kurzsichtigkeit, Unfreiheit, ja Verfolgung den Aufschwung der Nation. Das Volk sah sich um die Früchte seines Ringens von denen betrogen, deren Throne es mit schwersten Opfern an Gut und Blut wieder aufgerichtet hatte. Es kam die Zeit der „Demagogenverfolgungen", die Zeit des brutalen Kampfes gegen die Universitäten, Professoren und Studenten, in denen der nationale Gedanke am hellsten aufgeflammt war. Einzelne Torheiten und Verbrechen wurden zum Vorwand der Unterdrückung aller öffentlichen Freiheiten genommen. Hinter all diesen Ränken stand „der große Mephistopheles in Wien", wie Stein den Fürsten Metternich nannte. Auch vor den großen Namen der Retter Deutschlands machte die Verleumdung nicht halt, vor Gneisenau, Blücher und ihren Gehilfen. Ernst Moritz Arndt, der Reinsten und Tapfersten einer, wurde wie ein Hochverräter behandelt, seiner Professur entsetzt und in einem schikanösen Prozeßverfahren gepeinigt. Selbst Stein wurde der Beziehung zu geheimen Bünden und Verschwörungen verdächtigt. Als er davon Kunde erhielt, fehlten ihm die Worte „über eine solche viehische Dummheit, oder eine solche teufelische Bosheit, oder einen solchen nichtswürdigen und aus einem verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn". Die Zustände in Preußen und Deutschland erregten ihn tief: „Wäre mir Deutschland und der deutsche Staat gleichgültiger, so könnte ich alles dieses ruhig ansehen; so aber zerreißt es mir die Brust."

Der Grundsatz: „Wo ich mit soll taten, da muß ich mit raten" blieb ihm auch jetzt für die politische Erziehung des Volkes maßgebend, und mit aller Schärfe äußerte er sich gegen die bureaukratische Papierweisheit und die lähmende Bevormundung des Bürgers durch die Bureaukratie:

„Wir werden von besoldeten Buchgelehrten, interesselosen, ohne Eigentum seienden Buralisten regiert; das geht, solange es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher geistlosen Regierungsmaschinen. Besoldet, also Streben nach Erhalten und Vermehren der Besoldeten; — buchgelehrt, also Leben in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; — interesselos, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung; sie sind eine Kaste für sich: die Schreiberkaste; — eigentumslos, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht; es regne oder es scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte, hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, — alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Bureau, unbekannt, unbemerkt, unberühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen heran. Eine Maschinerie (die militärische) sah ich fallen 1806, den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben."

In der Bildung des einzelnen Menschen, in der Entwicklung des ganzen Staates zur politischen gesetzlichen Freiheit sah Stein vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn die vollkommene geistige und sittliche Bildung seines Volkes. Und zwar nicht durch das Wissen der Schule, wohl aber durch ein Wissen, das durch das öffentliche praktische Leben erweckt, angewandt, nützlich gemacht wird.

* * *

Stein hatte sich im Tale der Lahn, da wo man die Burgen Stein und Nassau sieht, eine Gartenhütte gebaut und sie nach Art der Alpenhäuser mit Sinnsprüchen verziert. Hier war sein Lieblingsplätzchen, wo er nach dem täglichen Spaziergang zum Stein am Abhang des Berges und am Walde hinab, im Schatten eines großen Walnußbaumes ausruhte und, den Blick auf die väterliche Burg, die bewaldeten Berge oder die Wiesen gewendet, manche Stunde sinnend zubrachte. Wenn er dort oder in seinem Garten unter einem Apfelbaum saß und mit seinem Krückstock mit den welken Blättern spielte, drückte sich auf seinem Angesicht oft ein tiefverschlossener Schmerz aus. „Das Vereinzelt-Stehen unter einem neuen Geschlecht, das man nicht versteht, das einen nicht begreift, ist eines der größten Leiden des Alters," so sagte er wohl und gestand, daß das Resultat seiner Lebenserfahrung die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und Treibens, besonders des politischen sei. Angesichts der Verworrenheit der Zeit setzte er sein Vertrauen auf die Vorsehung, „sie hat das fremde Joch zertrümmert, sie wird unser Inneres ordnen und bilden."

* *
*

Zwei Lichter leuchteten dem Abend seines Lebens. Das eine war die Religion, die christliche Religion. An ihr fand „ein unbeugsamer Nacken, ein stürmisches, unruhiges Gemüt seinen Zaum, eine Befriedigung seiner Sehnsucht". Das andere war die Wissenschaft, und zwar die deutsche Geschichte. Zu ihr hat er sich immer gewendet, wenn die Politik ihm Zeit ließ, zu ihr hat er auch früh seine Kinder geführt. Die Beschäftigung mit ihr hielt er für die Lösung der Aufgabe der „Geschäftslosigkeit". Das Studium der deutschen Geschichtsquellen machte ihm die Unvollkommenheit ihrer bisherigen Sammlungen bemerklich

und veranlaßte ihn, einen Verein zur Bearbeitung der Quellenschriftsteller ins Leben zu rufen. Dieser seiner letzten Lebensaufgabe widmete er freudig seine Muße in einem weitverzweigten Briefwechsel, ihr diente er durch Reisen und persönliche Opfer. Im Jahre 1819 gründete er die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde". Im Jahre 1826 konnte schon der erste Band der Monumenta Germaniae historica erscheinen. Er trug das Motto: Sanctus amor patriae dat animum — Die heilige Liebe zum Vaterlande gibt Mut. Steins Gründung war eine Großtat der Wissenschaft. Das Werk schritt fort und bildet die Grundlage der Erforschung des deutschen Mittelalters. Es ist ein unvergängliches Denkmal des großen Patrioten.

* * *

Die weitentlegene Herrschaft Birnbaum vertauschte Stein gegen die alte Prämonstratenserabtei Cappenberg in Westfalen. Er richtete sie und seinen Nassauer Besitz als ein trefflicher Wirtschafter ein und lebte abwechselnd in Nassau und in Cappenberg.

Der Staatsmann hatte sich Feinde gemacht, hatte aber auch treue Freunde erworben, die in unbegrenzter Verehrung zu ihm aufblickten. Sein gastfreies Haus sah Große und Kleine, wie er denn offene Tafel hielt, an der neben Grafen und Fürsten wohl ein Handwerker und kleiner Beamter sitzen konnte. So widmete er der Verwaltung seines Besitzes, seinen Freunden, seiner Familie sein geistig reges, den höchsten Gegenständen der Menschheit zugewandtes Alter.

Mit offenen Augen verfolgte er die Entwicklung der deutschen Dinge. Dem Befreiungskampf Südamerikas und Griechenlands galt seine lebhafte Teilnahme. Als er

einmal nach einem Ohnmachtsanfall erwachte, sagte er: „Ach, wäre ich jung, so ginge ich nach Griechenland."

Im Juli des Jahres 1830 wurde Karl X. von Frankreich, der letzte der Bourbonen, denen Stein wieder auf den Thron verholfen hatte, durch eine Revolution aus Frankreich verjagt. Die Gärung pflanzte sich auch auf Deutschland fort. Im Westen entstanden Unruhen, wenn auch ohne bedeutendere Ausbrüche. Als Arndt an Stein von der Furcht berichtete, die in seiner Umgebung herrschte, schrieb ihm Stein: „Den von grausiger Furcht Ergriffenen empfehle ich, sich an dem Beispiel einer alten 78jährigen kränklichen Frau zu stärken, meiner Schwester in Homberg. Sie schreibt den 31. Oktober: ‚In Homberg waren einige Unruhen. Man hat unser Stift mit Anzünden bedroht. Gott aber schützt; ich fürchte mich nicht.' Dies erzählen Sie doch den alten Weibern in Hosen. Werden wir angegriffen, so müssen wir uns tüchtig schlagen."

Das letzte Amt, das Stein bekleidete, war das des Landmarschalls von Westfalen. Ein Augenzeuge schildert ihn in einer Sitzung des Landtags im Jahre 1830: „Wenn der alte Herr mit seinem Krückstock in den von den Ständemitgliedern in bunten Gruppen gefüllten Saal trat, so eilte jeder schweigend an seinen Platz, und es herrschte lautlose Stille. Es bedurfte keiner Schelle des Präsidenten, um den Beginn der Sitzung anzudeuten, sein bloßes Erscheinen war das lebendige Zeichen. Vielschwätzerei war ihm entsetzlich zuwider, und er begegnete den Schwätzern oft mit großer Schärfe; ebensowenig konnte er das Kleben an Formalien und Kleinigkeiten leiden." Es war die alte herrschgewohnte Natur noch in ihm, die Leidenschaft zur Sache, die der Personen nicht schonte.

* * *

Steins letzte Berührung mit dem preußischen Staate geschah, als er einem königlichen Prinzen im Namen des Westfälischen Landtags als Landtagsmarschall die Bitte vortrug, beim König ein Wort für Reichsstände einzulegen. Es war Steins alter, wenn auch im Lauf der Zeit gewandelter Gedanke. Die Folge war der Vorwurf der Volksverführung. So billig kaufte sich eine verblendete Regierung von der auf ein königliches Versprechen fußenden Anregung des Begründers des neuen Preußen los.

Stein schrieb noch einmal an den Feldmarschall Gneisenau. Es waren prophetische Worte, würdig ihres großen Urhebers, aber sie waren in den Wind gesprochen. Stein sagte: „Noch hat man es mit einem Geschlecht zu tun, das an die monarchisch-bureaukratischen Formen gewöhnt ist. Aber es rückt ein neues Geschlecht heran; es drängt sich in alle Kanäle des bürgerlichen Lebens; es bildet sich unter dem Einfluß der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften; es fühlt sich; Jugendkraft, Drang zum Handeln, Ehrgeiz, Habsucht, Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation beseelen es; religiöse Grundsätze werden durch den Rationalismus untergraben. Daß der Funken des politischen Brandes überall glimmt, das zeigt sich in ganz Europa; ratsam ist es, die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt."

Umsonst. Stein hatte recht. „Da ich vereinzelt stehe, bin ich ohne allen Einfluß." Und so mußte denn sein Werk im Sturme der Umwälzungen vollendet werden.

* * *

Stein lebte in der deutschen Zukunft und suchte die deutsche Vergangenheit. Zur Erinnerung an das Werk der Befreiung baute Stein in Nassau einen Turm, an dem das Wort Luthers zu lesen war: „Ein feste Burg ist unser

Gott.“ Mit der katholischen Kirche und einigen ihrer Würdenträger hielt er gute Freundschaft, wie ihn überhaupt sein großer, gerader Sinn über viele Klüfte im deutschen Wesen hinwegtrug. Die Büsten der beiden Herrscher, denen er gedient hatte, des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm III., standen in Nassau. Er hatte auch die Büste Napoleons und seine eigene herstellen lassen und sie — zum Sinnbild seines größten Lebenskampfes — einander gegenübergestellt.

* * *

Es wurde einsam um den alten Staatsmann. Am 12. September 1819 starb Blücher, der Fürst von Wahlstatt. Als Stein den Tod des Freundes vernahm, rief er aus: „Man kann nichts Gescheuteres tun, als daß man sich auch auf ein Ohr legt und stirbt.“ Drei Tage danach entschlief Steins treue Lebensgefährtin. Die Tiefe von Steins Natur, die alles bis auf den Grund durchlebte, hat auch das Verhältnis zu seiner Gattin vollendet. Der Schmerz drängte ihn, am Abend ihres Todestages ihr Bild zu zeichnen. Er tat das in einem ergreifenden Entwurf. Nur Gutes und Liebes weiß er ihr nachzusagen, nur Dank für ihre Treue und ihr Dulden. Er maß ihren Wert an ihrem Verhalten zu seiner Sendung. Sein eigenes, vom Sturm der Zeit heftig ergriffenes Leben hat frühzeitig ihre Kräfte untergraben. „Der zarte Körperbau der Verewigten unterlag dieser Folge von Verfolgungen, häuslichen Leiden, von Entbehrungen und Anstrengungen. — Selbstsüchtig oder gleichgültig gegen das Gebot der Pflicht, die Stimme des Gewissens, hätte sie ihr Schicksal von dem des Gatten trennen, oder hätte sie ihm in den verschiedenen Krisen, die sie mit ihm durchlebte, zu nichtswürdiger Nachgiebigkeit oder zu feiger Vermeidung neuer Gefahren raten können. Sie blieb aber immer der Pflicht getreu,

vertrauend auf Gott, und den von ihr in den Zeiten des Unglücks gewählten und auf einem ihrer Ringe eingegrabenen Denkspruch befolgend: Dulden und Ertragen. Sie hat einen guten Kampf gekämpft, sie hat den Lauf vollendet, sie hat den Glauben gehalten."

Im „Säen, Pflanzen, Lesen" — nicht ohne Weh, doch ohne Ach schritt Stein dem Ende seines Lebens zu. „Wie prächtig schon hier! Wieviel schöner muß es drüben sein; freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Ziele so nahe bin"... So lauten seine Worte der Hoffnung. Aber auch düstere Stimmungen übermannen ihn, und noch brennt in ihm das alte Feuer: „Die Erde erscheint mir wie ein großer Kirchhof, ein Freund nach dem andern verschwindet, ich stehe allein, die jungen Leute verstehen mich nicht. Wir sehen bedrängten Zeiten entgegen. Gott wird ein schreckliches Gericht über die Welt ergehen lassen; wäre ich jung, so schlüge ich drein, alt und gebrechlich wie ich jetzt bin, werde ich zusehen müssen."

Stein erlitt kurze Zeit vor seinem Tode einen Schlaganfall. Lange lag er in Ohnmacht. Als er erwachte und wieder sprechen konnte, rief er: „Ach Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen." Es war im Jahre 1830, zur Zeit des polnischen Aufstandes. Aber seine Tage waren gezählt. Zu Cappenberg ging er, im 74. Jahre seines Lebens, vollkommen gerüstet mit der ganzen Klarheit seines Geistes und Kraft des Gemütes, dem Tode entgegen. Am 28. Juni 1831 von 10 Uhr abends an nahm der Sterbende von seiner Umgebung, seinen Beamten und Dienern einzeln Abschied. Er dankte allen, gab seine Wünsche für Beibehaltung aller Almosen und Unterstützungen kund und schloß: „Dann muß ich Ihnen noch sagen, daß ich fest glaube, daß zwischen den Toten und Lebenden eine ewige Gemeinschaft besteht... Jenseits sehen wir uns wieder."

Dann ermahnte er sie zu religiösem, sittlichem Leben, treuem Fleiße, verzieh und erbat Verzeihung. Nie hatte man ihn mit mehr Beredsamkeit und Klarheit reden gehört; das kleinste Verdienst jedes einzelnen berührte er, er bat sie alle, seinen Kindern ebenso treu zu dienen wie ihm selbst. Nachdem er so wie ein Patriarch der alten Zeiten seine letzte Pflicht im Leben erfüllt hatte, fiel er am Morgen des 29. Juni in einen sanften Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte. Eine himmlische Freundlichkeit, ein tiefer Friede lag auf seinen ehrwürdigen Zügen.

Stein hatte bestimmt, daß er von eigenen Pferden nach Frücht gebracht und dort in der Familiengruft beigesetzt werde. In die Metallplatte des Sarges sollte nur sein Name mit Geburtstag und Sterbetag gegraben werden.

Seine Grabstätte bezeichnet diese Inschrift:

Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein,
geboren den 27sten Oktober 1757,
gestorben den 29sten Juni 1831,
ruhet hier;
der Letzte seines, über sieben Jahrhunderte an der Lahn
blühenden Rittergeschlechtes;
demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,
der Lüge und des Unrechts Feind,
hochbegabt in Pflicht und Treue,
unerschütterlich in Acht und Bann,
des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn,
in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.
Ich habe Lust abzuscheiden
und bei Christo zu sein.

* * *

Noch einmal erstehe vor uns das Bild des Mannes: von mittlerer Größe, untersetzter, stämmiger Gestalt, star-

ken Gliedern, breiter Brust und Schultern. Der scharfe, durchdringende Geist, der männliche Wille, sich kündend von der breiten gewölbten Stirn, der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Munde. Das rasch bewegliche, behende Temperament, gespiegelt in den feurigen braunen Augen, der strenge Ernst, der rasche Spott, die kindliche Milde von den feinen schmalen Lippen. Die Bewegung rasch, bestimmt, die Rede kurz, entschieden. Der Gang fest und kräftig, im Alter gestützt vom Krückstock, seinem „braunen Hengste". Immer auf sich gestellt und vertrauend, fremder Hilfe abhold. Ein Freund des Waldes, dessen Bäume er zärtlich streicheln konnte. Treu dem Glauben seiner Väter, dieselbe Treue bei den Andersgläubigen ehrend. Von sich selbst und von andern verlangend Pflicht und Schuldigkeit. „Angenehm? Ei was, angenehm! Darauf kommt es gar nicht an, sondern was Pflicht ist!"

Seine Fehler waren die Schatten seiner Tugenden. Zornmütig war er, und stürmte in seinem Zorn in unglaublicher Heftigkeit. Aber er verband selber wieder den Verletzten. Er liebte die Unabhängigkeit, das höchste Gut des Mannes, mit Leidenschaft. Darum hat er sie seinem Volke erkämpfen können. Er liebte an andern den Stolz, denn er selbst besaß ihn. Für sich bedurfte er wenig, darum konnte er andern helfen. Er war ein milder, wohlwollender Herr seinen Gutsleuten und half mit dem, was not tat. Die Armen waren seine Kinder. Als er gestorben war, brach ein armes Weib in Tränen aus: „Ist der Minister tot? Nun, wenn der nicht im Himmel ist, so kommt keiner hinein."

Freiheit und Recht, des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe, haben keinen treueren, tapferen, edleren, selbstloseren Vorkämpfer gefunden, als diesen deutschen Ritter und Helden, den Reichsfreiherrn vom Stein.

